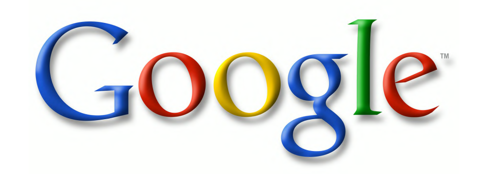
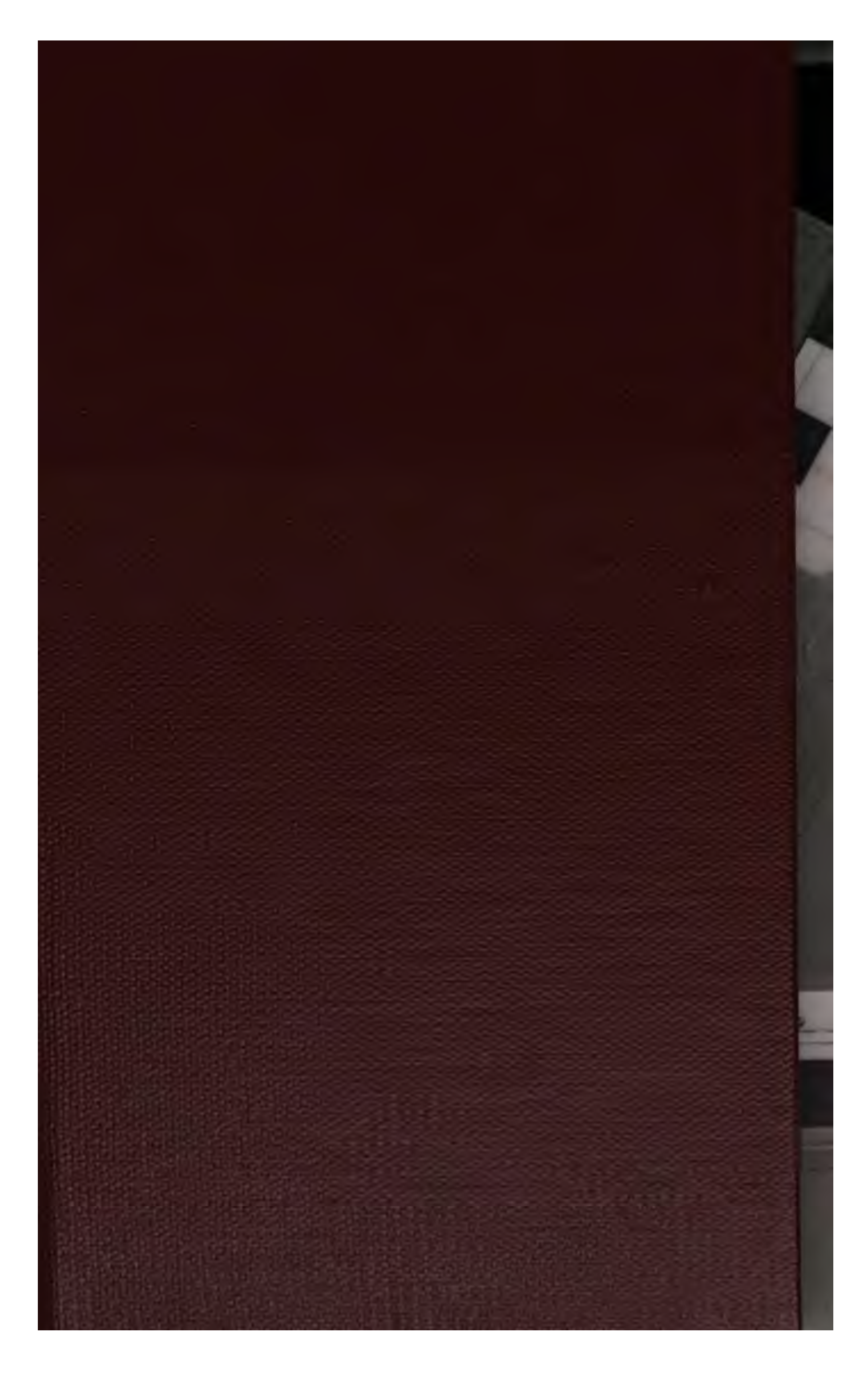
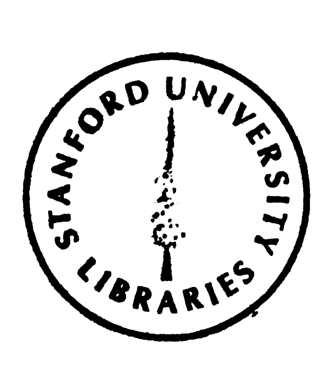
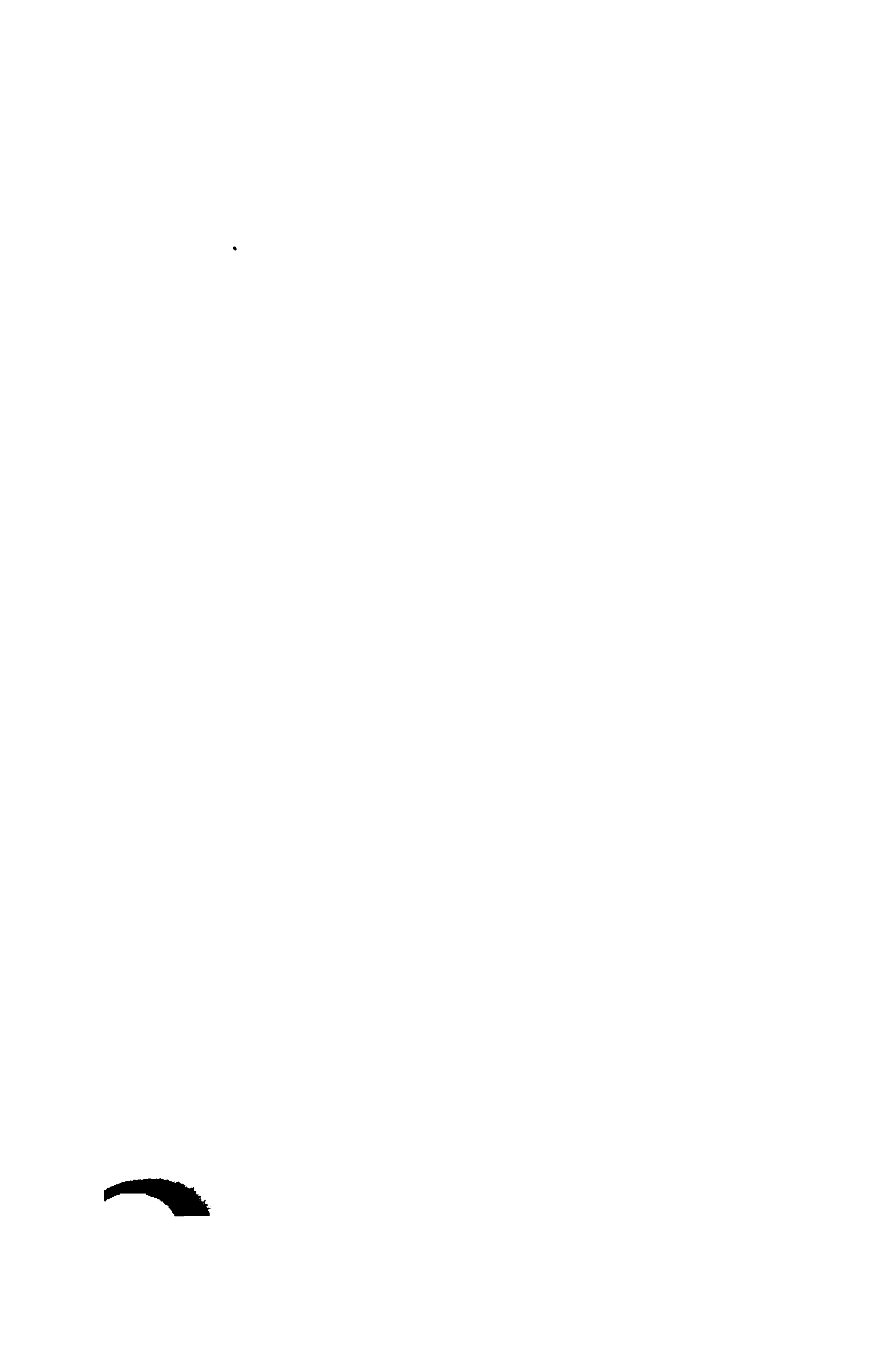


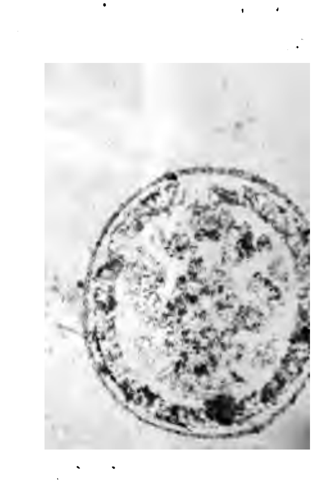



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES













# Theresia

oder

## Mysterien des Lebens und der Liebe

Est et in hac vita multis requies data Sanctis
Quorum animas mundus non tenet occiduus
Prosper Aquitan. Epigr. Sacr. XIV.

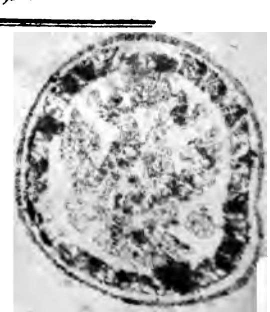
Von

Dr. J. A. Feßler.



Erster Theil

Carlsruhe
1810.



# Theresia,

oder

# Mysterien des Lebens und der Liebe.

---

## Erstes Buch.

## Erstes Capitel.

Als Türenne bey Sulzbach im Augenblicke des Sieges nur den Heldentod für sich erkämpfte, da traf eine feindliche Kugel auch den Marquis von Fontenay, Herrn von Seligny, Lussan und Perroy; seine kriegerische Laufbahn im Dienste des Königs war geendigt. Sobald seine Wunde geheilet war, eilte er nach Fontenay, um, von dem Tummelplatze des Ehrgeizes entfernt, sich zu dem edlern Genusse des häuslichen Lebens vorzubereiten.

Er liebte die Mündel des Grafen von Bondy, welcher zwey Stunden von Fontenay auf seinem einsamen Landsitze nur der Weisheit und Religion, seinen Vaterpflichten und der Freundschaft lebte. Sein Freund, Eduard von Montereau, war bey der Belagerung von Ryssel an seiner Seite tödtlich verwundet worden, und er starb ruhig, nachdem ihm Graf von Bondy versprochen hatte, die Vormundschaft über seine einzige Tochter Julie zu übernehmen, ihre Erziehung nach seinen Einsichten zu leiten, und sie in dem Bekenntnisse der Genfer Kirche getreu zu erhalten.

Boudy bekannte sich zur katholischen Kirche; aber in seinem Herzen gehörte er jeder kirchlichen Gemeinde an, denn in jeder entdeckte die Vielseitigkeit seines Geistes einen unerschöpflichen Reichthum von religiösem Stoffe, womit er seine innere Welt erweitern und verklären konnte. Den Schlüssel zu derselben hatte er schon als Jüngling in Des Cartes Schule gefunden. Unter der weisen Leitung dieses grossen Mannes war ihm klar geworden, daß einzig und allein in dem Gemüthe der helle Punct zu suchen und zu finden sey, in welchem Philosophie und Religion zur Einheit sich vereinigen, und im Innern des Menschen den ewigen Frieden mit sich selbst und mit der Welt begründen können. Von jener Zeit an hatte er alles Kirchenthum nur als Körper, die Religion hingegen als den Geist, als das Lebensprincip desselben betrachtet. „Gleichwie nun der menschliche Körper," so sagte er oft, „von dem Augenblicke seiner Entstehung an, zu seiner Auflösung hinarbeitet, damit der, durch ihn beschränkte, Geist sich freyer in das Reich des Uebersinnlichen erheben könne, eben so geht die eigentliche und wesentliche Richtung jeder Kirche dahin, nach einem genauen Verhältnisse sich selbst im Menschen aufzuheben, sobald der erwachte Sinn für das Unendliche sich seines ganzen Wesens bemächtigen, und ihn der höhern Weihe der Religion empfänglich machen will. Wer sich vorsetzlich das Leben kürzt oder nimmt, um schneller, als die Ordnung der Natur es mit sich bringt, seinen Geist von den Banden der Sinnlichkeit zu befreyen, der ist ein Thor; und diesem gleich an Thorheit ist der Mann, der, das Leben der Religion kaum noch ahndend, jede Regung der kirchlichen

Gesinnung in sich erstickt, um mit dem falschen Schein eines reinern Lichtes sich selbst und Andere zu betrügen."

Mit diesen Ansichten kannte Bondy das Unding nicht, welches die verwegenste aller menschlichen Anmaßungen mit dem Nahmen, religiöse Toleranz, bezeichnet hat: ihm galt es gleichviel, ob der Mensch, welcher auf seine Liebe, Achtung, oder Hülfe Anspruch machte, Hugenott, Katholik, oder Jude hieß; er liebte in jedem nur den Menschen, und würdigte jeden nach dem erkennbaren Maße seiner entwickelten Kraft und nach dem kundgewordenen Gehalte seiner Gesinnung. Fern war er auch von der erbärmlichen Einseitigkeit, welche das Kirchenwesen als ein Hinderniß der emporstrebenden Kraft verschreyen, oder von dem Lehrbegriffe und dem Cultus desselben die Verkehrtheit der Gesinnung herleiten will; die Erfahrung hatte ihn durchaus von dem Gegentheile überzeugt. Ueberall, wo ihm Geistesträgheit und Stumpfsinn begegneten, fand er die Schuld in der Kinderstube oder in der Schule; nicht in der Kirche: und nie sah er lebendigen Sinn für das Kirchenthum mit einer niedrigen oder boshaften Sinnesart verbunden.

Nach dem Feldzuge, in welchem Eduard von Montereau gefallen war, reiste er nach dem Haag, um den tiefsten Denker der neuern Zeit, Benedict von Spinoza, zu besuchen. Der Umgang mit diesem liebenswürdigen Weisen hatte so viel Anziehendes für ihn, daß er bis zu dessen Tode diese Reise jähr-

lich unternahm, und jedesmahl einige Wochen in lehrreichen Unterhaltungen mit ihm verlebte. Spinoza war ihm, wie er oft dankbar selbst bekannte, nicht nur Freund und Gefährte seines Geistes in der Beschauung des Unendlichen, sondern auch ein würdiges Vorbild seines Betragens im Endlichen gegen Menschen von allerley Ständen und Denkungsarten. Offen war daher sein froher häuslicher Zirkel Allen, welche sich enthalten wollten, den heitern Himmel desselben durch gegenseitige Feindseligkeit zu trüben. Friedlich umarmten sich daselbst orthodoxe Katholiken und religiöse Quietisten, die Anhänger Calvins und die Verehrer des Jansenius, die eifrigen Prediger von Charenton und die gelehrten Einsiedler von Port royal, die feinen Mitglieder der Gesellschaft Jesu und die Söhne des heiligen Benedicts von St. Denys. Alle Parteyen liebten ihn, obgleich jede in ihrer Kleinherzigkeit bedauerte, daß er nicht ausschließend der Ihrige war.

Unter der sorgfältigen Pflege dieses Mannes entwickelte sich in Julie von Montereau jene Fülle weiblicher Grazie, welche dem ernsten, mehr zur Schwermuth als zum Frohsinne geneigten, Marquis von Fontenay in der Verbindung mit ihr die herrlichste Aussicht zu den Freuden des Lebens eröffnete. Auch Julie liebte ihn, und Bondy, der Vertraute ihrer Liebe, fand ihn ihres Herzens, so wie seiner innigern Freundschaft würdig. Fontenay war ein Mann von hellem Geiste und tiefem Gefühl. Er hatte Welt und Menschen in allen Gestalten kennen gelernt, und war ihrer satt, ohne sie anzufeinden. Er war

verschlossen, ohne die geringste Spur von Zurückhaltung oder Mißtrauen merken zu lassen. Bloß das Gefühl, stets durch Wohlwollen sich äußernd, nicht einseitige Klügeley, bestimmte sein Betragen gegen Alle, welche seinem Herzen noch fremd waren. Nicht leicht war es, seine Zuneigung zu gewinnen; wer sie aber hatte, besaß sie unbegrenzt und unwandelbar. Wen er einmahl als Freund umarmte, der war seiner völligen Hingebung gewiß, und konnte auf jedes Opfer rechnen. Gegen Mißbrauch seines Vertrauens und seines Herzens schützte ihn die Stärke seines Geistes und die Festigkeit seines Charakters. In seiner Jugend von Lehrern und Lehrgegenständen beynahe zu Boden gedrückt, trieb er die Wissenschaften aus Gewohnheit, nicht mit Freyheit und Liebe: er war daher auch mehr Vielwisser, als gelehrter Denker; und von allem, was mit gründlicher Gelehrsamkeit in Beziehung stand, waren seine Ansichten beschränkt, sein Urtheil schwankend. Bey all' seinem Eifer für die Genfer Confession war er doch ein unzufriedenes Mitglied seiner Kirche; er verglich ihr Heiligthum mit einem ungemein heitern Wintertage, an dem die geistigsten Flüssigkeiten, selbst das Quecksilber, zu Eis erstarren müßten. Nur nach völliger Ertödtung der Phantasie und des Gefühls konnte man seiner Meinung nach ein ächter Calvinist werden. Er sehnte sich nach einer Kirche, welche mit dem Genfer Lehrbegriffe den reinen, alt römischen Cultus, in ihren Dienern die Frömmigkeit der Jansenisten, und in einem Theile ihrer Genossen den contemplativen Stand der Mönchsverbände; dabey gab er doch dem Grafen von Bondy willig zu, daß seine Sehnsucht kindisch

wäre, weil neue Kirchen, in der Regel, nur im Gewreifer der Leidenschaft, dem nichts mehr, als das weise Mittel, zuwider ist, errichtet werden konnten.

Die nöthigen Anstalten zu seiner Vermählung mit Julie von Montereau waren jetzt getroffen; und mit der Zuversicht, daß durch dieselbe eines der schönsten und glücklichsten Bündnisse geschlossen würde, begleitete die Liebenden eine kleine auserlesene Schaar von Freunden nach Charenton, wo die Trauung verrichtet wurde. Die Hochzeit ward zu Bondy gefeyert, und es war eine Folge der Eigenheiten des Grafen, daß außer seinen geachteten Hausfreunden und den reformirten Predigern von Charenton auch ein Jansenist, ein Jesuit, ein Dominicaner, ein Sorbonnist und ein Benedictiner, Gelehrte vom ersten Range, dem Feste beywohnen mußten. So eine bunte Gesellschaft nannte Bondy einen Schattenriß des übersinnlichen Universums, in welchem das scheinbar Ungleichartigste sich gleichartig darstellte; er liebte die Contraste, weil er sie in Einigkeit und Harmonie zu beschauen verstand. Fontenay fand an der mannigfaltigen Gelehrsamkeit der Gäste Nahrung und Julie saß bey der Schwester des Grafen, der geistreichen und echt religiösen Sophie, Herzoginn von Beauvilliers, an deren Seite sie sich nie nach einer andern Unterhaltung sehnte.

Unter mancherley gelehrten und launigen Gesprächen über das Wesen der Liebe und das Glück der Ehe, versicherte Sophie den Stifter der Gen-

fer Kirche ihrer hohen Ungnade; „weil er aus der Reihe der Sacramente die Ehe ausgeschlossen hätte, welche doch jeder religiöse Mensch als das älteste und heiligste Sacrament verehren müßte, da sie das ewige Verhältniß der Gottheit zu dem Weltall in dem schönsten und edelsten Symbole offenbarte.“ „Freylich,“ meinte sie, „müßte man die profanen Heirathen von den heiligen Ehen unterscheiden, indem die letztern nur von religiösen Gemüthern in wahrer Liebe geschlossen werden könnten. Wer aber auch diesen die Würde und Erhabenheit eines Sacramentes streitig machen wollte, der möchte immerhin viel theologische Gelehrsamkeit, viel kirchlichen Eifer besitzen; allein von Religion ahndete und wußte seine Seele nichts.“

Hiermit hatte Sophie das Thema zu einer sehr erbaulichen Unterredung angegeben. Die reformirten Prediger faßten es auf, und bewiesen mit vieler Gründlichkeit, was niemand bestreiten wollte: „daß weder eine ältere Kirche, noch irgend ein Reformator befugt sey, einen bloßen kirchlichen Gebrauch zu dem Range einer göttlichen Einsetzung zu erheben, oder mehr Sacramente gelten zu lassen, als der Gesandte Gottes nach dem untrüglichen und einzig gültigen Zeugnisse der Apostel eingeführt hätte.“ Die ganze Gesellschaft war über diesen Satz nur Eines Sinnes; als sie ihn aber auf die Ehe anwenden, und diese mit jeder andern Naturforderung in gleichen Rang setzen wollten, da ließen auch der Jesuit, der Dominicaner, der Sorbonnist und der Benedictiner das Licht ihrer Schulkenntnisse leuchten,

und hatten nichts Geringeres im Sinne, als die bescheidenen Lehrer der Genfer Kirche mit einer langen Kette witziger Vernunftschlüsse und weithergeholter Schriftzeugnisse zu überwältigen. Fontenay trat auf ihre Seite, Graf Bondy schüttelte bisweilen bedenklich den Kopf, und die Damen sahen auch hier wieder bestätiget, was sie schon öfter einander gesagt hatten, daß die Gelehrten gewöhnlich den wahren Gesichtspunkt verlören, und völlig erblindeten, so oft sie das Heilige zum Gegenstand ihrer schulgerechten Spekulationen herabwürdigten.

Bondys beliebter Schatten des Universums schien sich in eine blitzschwangere Wolke verwandeln zu wollen; da trat zu des Grafen großer Beruhigung einer seiner Freunde, der ehrwürdige, von Allen geachtete blinde Laie, Palantine, in das Mittel und sprach: „Männer, Brüder! Im neunten Monathe meines Daseyns hat mich eine höhere Macht für den plötzlichen Verlust meines Gesichtes zum Apostel und Priester des Uebersinnlichen geweihet, dort sieht mein Geist den erhabenen Punct, der euch Alle vereiniget; dort finde ich das unauflösliche Band, das euch Alle umschlingt, so weit auch Kirchen und Schulen euch hier von einander trennen mögen."

„Vergeßt einen Augenblick eure Meister, eure Bücher, eure Bekenntnisse, und lasset meine Worte, ob sie gleich nur der schwache Ausdruck meiner Anschauungen sind, rein und unübersetzt in die Sprache des Verstandes, in euer Gemüth eindringen. Könnet ihr

euch wohl etwas Heiligeres denken als das Heilige? und was könnte heiliger seyn als das, was Gott selbst, das erste Menschenpaar segnend, geheiliget hat? Daß es euch doch gefiele, Brüder, alle mögliche Sacramente eurer Kirchen von dem wesentlichen und höchsten Sacrament der ewigen Welt zu unterscheiden! Daß ihr doch mit religiösem Sinne fassen möchtet, wie alles Heilige eurer Kirchen das Heilige der Gottheit nur versinnbilden soll! Dort ist nur Ein Sacrament. Ein Seher der alten Welt bezeichnete es mit der Benennung: Einheit des Alls und Allheit des Einen. Ob der gläubige Wanderer hienieden dieß Eine Sacrament der ewigen Welt in zwey oder in sieben kirchlichen Sacramenten beschauen und anbeten wolle, dieß sollten wir wohl füglich dem Bedürfnisse eines jeden unserer Brüder überlassen; aber schwerlich dürften wir für jenes erhabene und ewige Sacrament ein vollständigeres und sprechenderes Sinnbild finden, als die Ehe.

„Wäre es möglich, das Wesen der Gottheit auszusprechen, so müßten wir es Liebe nennen. Wollten wir uns den innigsten Zusammenhang des Einen und des Alls sinnlich vorstellen, so könnten wir ihn nur im Bilde der Liebe fassen; wäre es dem Sterblichen verliehen, sich zur Erkenntniß jener ewig schaffenden und ordnenden Kraft zu erheben, so würde sich ihm auch da die Liebe als die einzige Triebfeder derselben offenbaren. Ich behaupte nur, was Jesus, Johannes und Paulus gelehret haben, wenn ich sage, Liebe und Religion ist eins; und ihr seyd zu fromme Männer, als daß ihr mir nicht einräumen

solltet, daß nur der religiöse Mensch wahrhaft lieben könne. Ihr Glücklichen, deren Auge bisweilen das religiöse Mädchen sehen konnte, wenn sich ihre reine Seele unter dem ersten Kusse der Liebe in den Geist ihres Geliebten für Zeit und Ewigkeit versenkte! Ihr Seligen, denen es gegeben ist, den religiösen Vater zu beobachten, wenn er nach einer bangen Stunde seine Arme ausstreckt gegen das neue Ebenbild Gottes, das ihm so wunderbar erschienen ist, und dessen Erzeugung ihn mit seiner Geliebten auf die höchste Stufe der menschlichen Würde erhoben hat! Mir ist es nur vergönnt, solche Erscheinungen des Göttlichen unter den Menschen im kindlichen Gemüthe anzuschauen; darum wünschte ich auch, daß ihr bloß nach den angedeuteten zwey erhabensten Momenten der religiösen Menschheit entscheiden möchtet, ob die, mit Religion und wahrer Liebe geschlossene, Ehe ein Sacrament, das ist, der reinste Abglanz des einzigen Sacramentes der ewigen Welt, sey oder nicht."

„Die Schrift, meint ihr, zeuge nirgends, daß Jesus sie als Sacrament betrachtet wissen wollte; allein wenn ihr erwäget, daß von Gott Geheiligte keiner weitern Heiligung mehr bedurfte; wenn ihr bedenket, wie klar und bestimmt der Heiland Gott selbst als den Urheber der Ehe dargestellt, und mit welcher Strenge er eben darum die Auflösung derselben verbothen hat: wozu wolltet ihr noch weitere Zeugnisse von Menschen fordern, die nur das Wenigste von dem niederschreiben, was sie von ihrem Meister vernommen hatten? Uebrigens gebe ich euch in tiefer Wehmuth zu, daß unter hundert Geschlechtsverbindungen

kaum drey in das große Religionsbuch der ewigen Welt als Ehen eingezeichnet werden dürften; darum möchte wohl selbst der höchste Richter das Verfahren meiner reformirten Brüder, welche nach Erforderniß der Umstände profane Heirathen als Nichtehen trennen, weit gerechter finden, als die Strenge, mit welcher meine Kirche auf der Unauflöslichkeit selbst der religionslosesten Heirath bestehet."

„Brüder und Schwestern, ich bin der Aelteste unter euch, denn mit Einem Sinne des Lebens starb ich in der Welt schon vor funfzig Jahren: habt Nachsicht mit dem geschwätzigen Alten. Ich glaube hier in keiner Schule, in keiner Kirche zu seyn; meine innere Behaglichkeit sagt mir, ich sey in einer Gesellschaft religiöser Menschen. Kein Gelehrter, kein Kirchengenoß wird daher mein Fürwahrhalten mißdeuten oder verdammen; offen will ich es äußern, so wie mein Herz euch Allen offen ist. Unser Freund Fontenay und seine geliebte Julie haben heute ein heiliges Bündniß geschlossen. Er stritt vorher für die sacramentalische Würde desselben; aber meine Kirche schließt ihn von aller Theilnahme an ihren Sacramenten aus, und die seinige betrachtet das eheliche Bündniß als bloße Naturforderung, welche sie nur mit einigen christlichen Ermahnungen und Gebethen aus der Reihe profaner Verbindungen herausheben will. Seyd getrost und frohen Sinnes, ihr Liebenden! Liebt ihr wahrhaft und rein, so steht ihr über alle Kirchen erhaben im Heiligthume der Religion. Wie jede Kirche, so hat auch die Religion ihre Mysterien und ihr einziges Sacrament; von der Theilnahme an demsel-

ben kann euch keine menschliche Macht ausschlie
Julie's liebende Seele steht wie ein Engel Go
vor meinem Gemüthe; aus Fontenay's Aeuße
gen sprach ein befreundeter Geist mich an. Bei
Freunde, sie haben im Schooße der Gottheit
Ehe geschlossen; ich sehe ihre Heiligkeit und Un
trennlichkeit in der Ewigkeit versiegelt. Die Kraft
die Gnade des Sacramentes wird sie ganz durchd
gen, sie werden lieben und schaffen, und die Fr
ihrer Liebe wird dem Allerhöchsten geheiligt seyn
bleiben. In dieser Zuversicht laßt uns Alle, E
religiösen Sinnes und liebenden Herzens, den Be
der Freude und der Freundschaft der ganzen Men
heit, weß Glaubens und Bekenntnisses sie auch
weihen und leeren!"

Niemand stieß herzlicher an, als Bondy
Nicole. Fontenay war innigst gerührt.
Jesuit meinte, der Blinde hätte gut, nur nicht t
logisch richtig gesprochen; trefflich gemeint, sagt
Sorbonnist, nur nicht orthodox: „gleichviel," sp
Bondy, der ihr Lispeln hörte; er ließ die Gl
noch einmahl füllen und rief: „Daß die Religion
uns Allen über Theologie und Kirche siege!"
Männer tranken fröhlich, die Frauen standen auf
belohnten Palantine mit einem Kuß. Ju
nahm ihren Kranz aus den Haaren und legte ihn
das Haupt des frommen Blinden. Bescheiden na
ihn dieser herunter, und reichte ihn Fontenay
den Worten: „verwahren Sie ihn, er soll Ihnen n
ein theures Heiligthum werden!"

Bey ihrem Abzuge aus Boudy's Hause mußten die Neuvermählten feyerlich versprechen, so oft kein unüberwindliches Hinderniß obwaltete, jeden Sonntag in dem Familienkreise des Grafen zu verleben, und sich überhaupt auch abwesend als vorzüglich geliebte Mitglieder der Gemeinschaft seiner Heiligen, — so nannte er den engern Cirkel seiner Hausfreunde, — zu betrachten. Dahin gehörten seine Schwester Sophie, mit ihrem Gemahl, der junge Graf Henri von Boulainvilliers, welcher eben jetzt, nach Spinoza's Tode, den Haag verlassen hatte, der eben so liebenswürdige als gelehrte und fromme Bourdaloue, der weise Palantine, so oft er sich zu Paris aufhielt, und der geistvolle Abbee Fenelon. In dieser auserlesenen Gesellschaft vergaß Fontenay allmählig seiner Vielwisserey, und sein Geist arbeitete sich zur Freyheit empor. Ausser derselben lebte er nur für Julie, wie sie für ihn.

So hatten sie bereits in täglich sich erneuernder Seligkeit der Liebe Ein Jahr verlebt, als ihn das Schicksal in Theresia's Geburtsstunde von der Höhe seines Glückes herabstürzte, und ihm die Schale des bittersten Schmerzens darreichte. — Julie's Lebenskraft war ganz erschöpft, noch Ein Mahl lächelte sie dem Vater mit dem Kinde in den Armen, ewige Liebe zu, und sank entseelt an seine Brust.

## Zweytes Kapitel.

Fontenay's Herz war unheilbar verwundet. Keine Zerstreuung konnte das Bild der Verklärten in seiner Seele verdunkeln, keine freundschäftliche Tröstung sollte seinen Schmerz lindern; er war Mann genug, um ihn zu ertragen, und liebte zu innig und zart, um ihn nicht liebzugewinnen, und in jeder Erneuerung desselben seinen einzigen Trost zu finden; geflissentlich unterhalten, und durch unzählige Rückerinnerung verstärkt, verwandelte er sich allmählig in das Wonnegefühl einer ewig fortdauerden Vereinigung. Das Zimmer, in dem ihr Geist seiner Hülle entschwand, weihete er durch Le Brun's Meisterwerk, welcher Julie einige Wochen vor ihrer Vermählung in Lebensgröße, als himmlische Psyche, abgebildet hatte, zum Tempel; über dem Bilde hing ihr Brautkranz in Krystallglas gefaßt, unter demselben stand ein Schrank in Form eines Altars, welcher ihre kleine Büchersammlung, größtentheils religiösen und poetischen Inhalts, verwahrte; ein gläserner Sarg auf dem Schrank enthielt ihr Brautkleid, ihren Trauring, eine Haarlocke und einiges Spielgeräth ihrer Kindheit, welches ihr jederzeit vorzüglich werth gewesen war. Hier setzte Fontenay

nay sein inneres Leben mit Julie fort; nichts konnte ihn hindern, täglich mehrere Stunden in diesem Heiligthume zuzubringen; er betrat es nie anders als mit Andacht, und verließ es stets mit gottseliger Ergebung des Herzens und Heiterkeit des Geistes. Außer ihm, dem Grafen Bondy, dem Abbée Fenelon, und in der Folge, seiner Tochter, war es jedem andern Sterblichen verschlossen. Auch die Kirche zu Charenton war ihm ein besonders heiliger Ort; an keinem Sonntage unterließ er, dem Gottesdienste daselbst beyzuwohnen, und da war immer sein Blick nur auf den Platz gerichtet, wo ihm Julie, im hohen Aufschwunge ihres religiösen Gemüthes, ihrer unwandelbaren Liebe und unbedingten Hingebung feyerlich versichert hatte. Als aber einst der Prediger, von Secteneifer entflammte, die Verehrung der Heiligen für Abgötterey erklärte, und die liebende Sorgfalt der katholischen Kirche für die in ihrem Bekenntnisse verstorbenen Seelen als den widersinnigsten Aberglauben verdammte; da wallfahrtete er nicht mehr nach Charenton, weil er Gottes Wort nicht hören wollte von einem Manne, der, ohne Herz, ohne Liebe und ohne Religion, in dem Cultus der katholischen Kirche auch die Verehrung seiner heiligen Julie so bitter gelästert hatte.

Die Pflege seiner Theresia, in welcher ihm Julie ganz wieder aufzuleben schien, war jetzt sein heiligstes und angenehmstes Geschäft, und er trieb es mit seltener Aufmerksamkeit, Pünctlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Er war selbst mit Bondy im Lande herumgereist, um eine Amme und eine Wär-

terin nach seinem Sinne aufzusuchen. Sie waren ihm die zwey wichtigsten Personen in seinem Hause, er behandelte sie als seine Freundinnen, nicht als Dienstbothen. Fontenay war Gelehrter und Soldat; aus beyden Verhältnissen klebte ihm noch eine gewisse pedantische Ordnungsliebe an. Die Wärterin durfte sich von dem Kinde keinen Augenblick entfernen; zwang sie irgend eine andere Verrichtung dazu, so trat er an ihre Stelle. Die Amme sollte nur Bücher lesen und das Kind nähren; für beydes waren von ihm die Stunden bestimmt, welche unabänderlich beobachtet werden mußten. Die Wahl der Bücher war seine Sache, ihr Inhalt mußte poetisch, religiös, oder wenigstens wunderbar seyn: so lernte die Amme unter seiner wachsamen Leitung den Tasso, den Ariost, die Romane der Scudery und des Calprenede, die Elegie des Clement Marot, die Legenden der Heiligen und das Leben der Altväter nach und nach auswendig. In der Regel war Fontenay gegenwärtig, wenn sie das Kind stillte und da mußte sie ihm erzählen, was sie gelesen hatte, denn schon an der Mutter Brust, glaubte er, müßte die Entwicklung der Phantasie und des Gefühls im Menschen vorbereitet und angefangen werden; und unter den Ursachen des überall sichtbaren Mangels an Gemüthsstärke hielt er das bloß thierische Leben und das stumpfsinnige Hinbrüten alltäglicher Mütter und Ammen für die erste und wirksamste. Oft erlaubte sich darüber Bondy gegen den steifen Materialisten kleine Neckereyen; aber dieser ließ sich in seiner Hausordnung nicht irre machen. Seine Amme, meinte jener, wäre ein ganz gemei-

nes vollkommnes Weib gewesen, und doch besäße er jetzt gerade so viel Vernunft, Phantasie und Gefühl, mit einem Worte, so viel Gemüth, als er nöthig hätte, um die sinnliche und übersinnliche Welt in ihren schönsten Verhältnissen zu beschauen, und als er im Verkehr mit gemüthlosen Menschenbildern wünschen könnte. Dagegen klagte Fontenay über die herrschende Verkehrtheit des Sinnes, in welcher man immer nur berechnete, was man unter den obgewalteten zufälligen Umständen geworden sey, nie was der Mensch überhaupt unter künstlich herbeygeführten günstigern Verhältnissen werden könnte und müßte. In diesem falschen Calcul, womit sich niemand mehr als Eltern und Erzieher an der Menschheit versündigen, lag seiner Meinung nach der Grund, warum das Menschengeschlecht zu seiner Veredlung nicht rascher fortschritte.

Seinen mannigfaltigen Künsten schrieb er es zu, daß Theresia, gleich nach ihrem ersten Jahre, einer sanften Harmonie von blasenden Instrumenten unbeweglich und mit unverkennbaren Merkmahlen der Begeisterung und des Entzückens zuhörte; daß sie das mannigfaltig gestaltete Baumlaub, Blumen und Bilder allen übrigen Spielgeräthen vorzog; daß sie diese Gegenstände mit innigster Herzlichkeit liebkoste, nie einen zerstörte, und daß sie in der Anschauung und Vergleichung derselben miteinander stundenlang, ruhig und zufrieden dasitzen konnte. Nach ihrem dritten Jahre redete sie mit ziemlicher Fertigkeit; aber bildlicher, und doch bestimmter als die Sprache anderer Kinder, war die ihrige. Eben

so zeichneten sich auch ihre Spiele aus; allen Gegenständen gab sie Leben und Liebe. Nichts Einzelnes konnte sie befriedigen; gab man ihr ein Blatt, so sagte sie: „Theres hat zwey Augen;" und ruhte nicht bis sie noch eines oder mehrere erhielt. Eine ähnliche Forderung wies einst Bondy mit den Worten zurück: „du hast zwey Augen und siehst doch nur Einen Vater;" schnell antwortete sie: „weil die zwey Augen sich küssen, wenn sie den Vater ansehen." So mußte auch in ihren Händen eine Blume die andere küssen, ein Baumblatt dem andern Hülfe leisten, ein Zweig in den andern sich flechten lassen, ein Bild dem andern erzählen was es vorstellte; und lieblich war sie anzusehen, wenn sie ihre Blumen mit Milch oder Wasser tropfenweise nährte.

Die Kenntniß verschiedener Sprachen nannte Fontenay eine Geographie der Geisterwelt; er selbst sprach, außer dem Französischen, das Lateinische, Spanische und Italienische nett und fertig. Dieß alles mußte auch Theresia nach der ihm eigenen Methode lernen; und es gelang ihm wirklich, daß sie über alles, was in dem Kreise ihrer Begriffe und Vorstellungen lag, in diesen vier Sprachen sich richtig ausdrückte, bevor sie noch lesen konnte. Bis zu dieser Zeit mußte jeder Augenblick, in dem sie nicht mit dem Vater, wie sie es nannte, lateinische, spanische und italienische Worte wechselte, oder spielte, mit Erzählungen ausgefüllt werden, wozu die Amme an Stoff die reichste war. Der frohe Vater bemerkte daher in ihr zwey fruchtbare Eigenthümlichkeiten. So unerschöpflich sie bey gewöhnlichen Er-

schränkungen der Natur und des menschlichen Lebens im Fragen war, so äußerte sie doch bey dem Wunderbaren auch nicht das leiseste wie oder warum. Bondy versuchte es einige Mahl, durch natürliche Erklärungen ihr die bezaubernden Hülle zu lichten; das nannte sie, eine schöne Geschichte in's Wasser werfen, bat ihn zu schweigen, und weinte, wenn er nicht aufhörte. Wer ihr erzählte, der mußte sich sogleich wieder von ihr erzählen lassen; anfänglich wiederholte sie nur, nach ihrer Art ungebildet, was sie so eben gehört hatte, selten brachte sie dieselben Worte wieder, denselben Ausgang der Geschichte nie. In der Folge wechselte sie mit dem Vorrathe, welchen sie sich gesammelt hatte; doch nie konnte sie dahin gebracht werden, im Erzählen anzufangen. Sobald sie fertig lesen konnte, waren Bücher ihre liebste Unterhaltung; und sie behandelte sie mit eben so viel Sorgfalt, Liebe und Zartheit, wie früher ihre Blumen und Bilder. Ungern las sie für sich allein, und wenn sie niemand andern hatte, der ihr zuhören wollte, so las sie den Canarienvögeln vor, und war unbeschreiblich selig, wenn ihr diese durch ihren schallenden Gesang die lebendigste Theilnahme bezeigten.

An ihrem siebenten Geburtstage versuchte Fontenay die erste stärkere Anregung ihres religiösen Sinnes. Schon in ihren frühern Jahren hatte sie von Zeit zu Zeit allerley Kunden von dem unsichtbaren guten Vater aller Menschen mit Wohlgefallen angehört, und so oft sie von der Freude über einige Kirschen oder Blumen mächtiger ergriffen war, warf

so zeichneten sich auch ihre Spiele aus; allen Gegenständen gab sie Leben und Liebe. Nichts Einzelnes konnte sie befriedigen; gab man ihr ein Blatt, so sagte sie: „Theres hat zwey Augen;" und ruhte nicht bis sie noch eines oder mehrere erhielt. Eine ähnliche Forderung wies einst Bondy mit den Worten zurück: „du hast zwey Augen und siehst doch nur Einen Vater;" schnell antwortete sie: „weil die zwey Augen sich küssen, wenn sie den Vater ansehen." So mußte auch in ihren Händen eine Blume die andere küssen, ein Baumblatt dem andern Hülfe leisten, ein Zweig in den andern sich flechten lassen, ein Bild dem andern erzählen was es vorstellte; und lieblich war sie anzusehen, wenn sie ihre Blumen mit Milch oder Wasser tropfenweise nährte.

Die Kenntniß verschiedener Sprachen nannte Fontenay eine Geographie der Geisterwelt; er selbst sprach, außer dem Französischen, das Lateinische, Spanische und Italienische nett und fertig. Dieß alles mußte auch Theresia nach der ihm eigenen Methode lernen; und es gelang ihm wirklich, daß sie über alles, was in dem Kreise ihrer Begriffe und Vorstellungen lag, in diesen vier Sprachen sich richtig ausdrückte, bevor sie noch lesen konnte. Bis zu dieser Zeit mußte jeder Augenblick, in dem sie nicht mit dem Vater, wie sie es nannte, lateinische, spanische und italienische Worte wechselte, oder spielte, mit Erzählungen ausgefüllt werden, wozu die Amme an Stoff die reichste war. Der frohe Vater bemerkte daher in ihr zwey fruchtbare Eigenthümlichkeiten. So unerschöpflich sie bey gewöhnlichen Er-

schränkungen der Natur und des menschlichen Lebens im Fragen war, so äusserte sie doch bey dem Wunderbaren auch nicht das leiseste wie oder warum. Wondy versuchte es einige Mahl, durch natürliche Erklärungen ihr die bezaubernden Hülle zu lichten; das nannte sie, eine schöne Geschichte in's Wasser werfen, bat ihn zu schweigen, und weinte, wenn er nicht aufhörte. Wer ihr erzählte, der mußte sich sogleich wieder von ihr erzählen lassen; anfänglich wiederholte sie nur, nach ihrer Art ungebildet, was sie so eben gehört hatte, selten brachte sie dieselben Worte wieder, denselben Ausgang der Geschichte nie. In der Folge wechselte sie mit dem Vorrathe, welchen sie sich gesammelt hatte; doch nie konnte sie dahin gebracht werden, im Erzählen anzufangen. Sobald sie fertig lesen konnte, waren Bücher ihre liebste Unterhaltung; und sie behandelte sie mit eben so viel Sorgfalt, Liebe und Zartheit, wie früher ihre Blumen und Bilder. Ungern las sie für sich allein, und wenn sie niemand andern hatte, der ihr zuhören wollte, so las sie den Canarienvögeln vor, und war unbeschreiblich selig, wenn ihr diese durch ihren schallenden Gesang die lebendigste Theilnahme bezeigten.

An ihrem siebenten Geburtstage versuchte Fontenay die erste stärkere Anregung ihres religiösen Sinnes. Schon in ihren frühern Jahren hatte sie von Zeit zu Zeit allerley Kunden von dem unsichtbaren guten Vater aller Menschen mit Wohlgefallen angehört, und so oft sie von der Freude über einige Kirschen oder Blumen mächtiger ergriffen war, warf

so zeichneten sich auch ihre Spiele aus; allen Gegenständen gab sie Leben und Liebe. Nichts Einzelnes konnte sie befriedigen; gab man ihr ein Blatt, so sagte sie: „Theres hat zwey Augen;“ und ruhte nicht bis sie noch eines oder mehrere erhielt. Eine ähnliche Forderung wies einst Bondy mit den Worten zurück: „du hast zwey Augen und siehst doch nur Einen Vater;“ schnell antwortete sie: „weil die zwey Augen sich küssen, wenn sie den Vater ansehen.“ So mußte auch in ihren Händen eine Blume die andere küssen, ein Baumblatt dem andern Hülfe leisten, ein Zweig in den andern sich flechten lassen, ein Bild dem andern erzählen was es vorstellte; und lieblich war sie anzusehen, wenn sie ihre Blumen mit Milch oder Wasser tropfenweise nährte.

Die Kenntniß verschiedener Sprachen nannte Fontenay eine Geographie der Geisterwelt; er selbst sprach, außer dem Französischen, das Lateinische, Spanische und Italienische nett und fertig. Dieß alles mußte auch Theresia nach der ihm eigenen Methode lernen; und es gelang ihm wirklich, daß sie über alles, was in dem Kreise ihrer Begriffe und Vorstellungen lag, in diesen vier Sprachen sich richtig ausdrückte, bevor sie noch lesen konnte. Bis zu dieser Zeit mußte jeder Augenblick, in dem sie nicht mit dem Vater, wie sie es nannte, lateinische, spanische und italienische Worte wechselte, oder spielte, mit Erzählungen ausgefüllt werden, wozu die Amme an Stoff die reichste war. Der frohe Vater bemerkte daher in ihr zwey fruchtbare Eigenthümlichkeiten. So unerschöpflich sie bey gewöhnlichen Er-

schränkungen der Natur und des menschlichen Lebens im Fragen war, so äußerte sie doch bey dem Wunderbaren auch nicht das leiseste wie oder warum. Bondy versuchte es einige Mahl, durch natürliche Erklärungen ihr die bezaubernden Hülle zu lichten; das nannte sie, eine schöne Geschichte in's Wasser werfen, bat ihn zu schweigen, und weinte, wenn er nicht aufhörte. Wer ihr erzählte, der mußte sich sogleich wieder von ihr erzählen lassen; anfänglich wiederholte sie nur, nach ihrer Art ungebildet, was sie so eben gehört hatte, selten brachte sie dieselben Worte wieder, denselben Ausgang der Geschichte nie. In der Folge wechselte sie mit dem Vorrathe, welchen sie sich gesammelt hatte; doch nie konnte sie dahin gebracht werden, im Erzählen anzufangen. Sobald sie fertig lesen konnte, waren Bücher ihre liebste Unterhaltung; und sie behandelte sie mit eben so viel Sorgfalt, Liebe und Zartheit, wie früher ihre Blumen und Bilder. Ungern las sie für sich allein, und wenn sie niemand andern hatte, der ihr zuhören wollte, so las sie den Canarienvögeln vor, und war unbeschreiblich selig, wenn ihr diese durch ihren schallenden Gesang die lebendigste Theilnahme bezeigten.

An ihrem siebenten Geburtstage versuchte Fontenay die erste stärkere Anregung ihres religiösen Sinnes. Schon in ihren frühern Jahren hatte sie von Zeit zu Zeit allerley Kunden von dem unsichtbaren guten Vater aller Menschen mit Wohlgefallen angehört, und so oft sie von der Freude über einige Kirschen oder Blumen mächtiger ergriffen war, warf

sie auch eine und die andere gen Himmel diesem lieben Vater zu. Auch mit dem Olymp der Alten war sie schon einigermaßen bekannt; sie wußte die vorzüglichsten Mythen nicht nur zu erzählen, sondern auch zu deuten. Ihr Vater hatte sie ihr als liebliche Bildersprache dargestellt, und für bloße Symbole, theils großer Naturwirkungen, theils allgemein nützlicher Thaten der Heroen erklärt. Seit einem Jahre hatte sie [illegible] an gewaltiger oder auffallendern Erscheinungen, mehr in der Beobachtung der Kraft, durch welche sie hervorgebracht wurden, als im Betrachten der Wirkungen, geübt. Die regelmäßigen Bewegungen eines Uhrwerkes, der gleichförmige Umschwung des Mühlenrades, das Herabfallen eines Steines von einer gewissen Höhe, das Stoßen des Windes, das Schießen des Blitzstrahles, die Fortpflanzung des Schalles und der unveränderliche Wechsel zwischen der Erscheinung der Sonne und des Sternenhimmels waren die vorzüglichsten Gegenstände dieser Uebungen, unter welchen sich in ihrem Geiste der Begriff von unsichtbaren Kräften, und dadurch in ihrem Gemüthe der Glaube an die Wirklichkeit unsichtbarer Dinge überhaupt, entwickelte und ausbildete.

Als sie jetzt zu den Geschenken hingeführt wurde, welche durch ihren Glanz und ihren Reichthum ihr diesen Geburtstag ganz besonders merkwürdig machen sollten und sie in der höchsten Begeisterung der Freude und des Dankes die Kniee des Vaters umfassen wollte, da zog sich dieser feyerlich zurück, und sprach: „nicht mir, sondern dem Unsichtbaren guten Vater und deiner gleichfalls unsichtbar gewordenen

Mutter hast du deine heutige, so wie alle deine vergangenen und künftigen Freuden zu verdanken."

Das Mädchen sah ihn eine Weile bedeutend an, dann sagte sie: „Vater, könntest du mich auch nur das Geringste von jenem guten Vater und von meiner Mutter sehen lassen, gern gäbe ich für diesen Anblick alle diese schönen Sachen, und alles, was du mir noch schenken könntest, hin! Geliebter Vater, ist es dir möglich, so zeige mir heute noch etwas von meiner Mutter und von dem Vater aller Menschen, Thiere, Vögel und Blumen!"

Schweigend ergriff er sie bey der Hand, und führte sie erwartungsvoll jetzt zum ersten Mahle in das Cabinet, welches er nach dem Bedürfnisse seines Herzens zum Tempel geheiliget hatte. Sobald Theresia Julie's noch nie gesehenes Bild erblickte, rief sie mit ausgestreckten Armen aus: „O meine Mutter!" und verstummte in der Anschauung desselben. „Ja Theresia," sprach der im Innersten erschütterte Vater, es ist das Bild deiner Mutter, in ihr war mir einst der unsichtbare Vater erschienen; dir, Tochter, erscheint er in mir. Dieß ist mir und dir sein verklärtes Bild; in mir siehst du sein lebendiges."

Das Mädchen stand himmlisch lächelnd, sprachlos, unbeweglich da, den Engelsblick auf das Bild geheftet, und dieser wichtige Augenblick war von Fontenay zu genau und zu sorgfältig berechnet, als daß er ihr Gemüth in der Erweckung ihrer anschauenden und schaffenden Kraft durch weitere Ermahnungen oder

unnütze Fragen hätte stören sollen. Ihr tiefes Schweigen war ihm sprechender und theurer, als die überraschendsten Aeußerungen ihres Witzes oder Wohlgefallens. Nach einer Weile wollte er sie wieder wegführen, da wand sie sich gewaltig los, warf sich hin auf ihre Kniee, legte ihr Angesicht zur Erde, und ihr, auf's höchste gespanntes Gefühl ergoß sich in einen Strom von Thränen. Unwillkürlich kniete der begeisterte Vater zu ihr hin, dankte dem Allerhöchsten und seiner verewigten Julie für diese selige Stunde, in welcher er die Versicherung erhielt, daß, wie Palantine vorhergesagt hatte, die Frucht seiner Liebe dem Ewigen geheiligt seyn und bleiben würde.

Theresia hatte ausgeweint, sie stand auf, warf sich mit kindlichem Frohsinne in die Arme des noch knienden Fontenay's und sprach: „Du lebendiges Bild des unsichtbaren, guten Vaters, o wie liebe ich dich, und wie herzlich will ich dich noch lieben, wenn du mich öfter zu meiner Mutter führest!“ „Es soll geschehen,“ erwiederte er, „so oft du es verdienest.“ Damit führte er sie aus dem Cabinette auf sein Zimmer zurück, und nun erst küßte und liebkoste sie jedes Stück ihrer Geschenke einzeln. Unter denselben war auch eine zierlich gebundene Bilderbibel, welche ihr die meiste Freude machte, besonders da ihr der Vater versicherte, daß er täglich selbst, auf Geheiß ihrer Mutter, etwas daraus mit ihr lesen wolle. Er nahm das Buch wieder in seine Verwahrung; mit ganz besonderer Aufmerksamkeit wählte er die Abschnitte, die er mit ihr las, und nie unternahm er dieß bedenkliche Geschäft unvorbereitet.

Er begann es mit einigen auserlesenen Stellen der Evangelien; und da frohlockte sie über die Bestätigung alles dessen, was sie bisher von Gott gehört hatte. Jesum gewann sie vorzüglich lieb, und seine letzten Reden an die Apostel bey Joannes standen bald unauslöschlich in ihrem Gedächtniß, und verwandelten sich daselbst in lebendige Empfindungen. Gern hätte er die Schriften des alten Bundes vor der Hand noch völlig übergangen; allein sie wollte sich nicht bedeuten lassen, warum man ein heiliges Buch von hinten anfangen sollte, und er konnte füglich ihrem Andringen nicht länger mehr ausweichen. Die Schöpfungsgeschichte und das treuherzige Verhältniß der Patriarchen zu Gott sagte ihr behaglich zu. Die Sprüche Salomo's hatten ihren ganzen Beyfall; unaufgefordert lernte sie mehrere auswendig, und wendete sie auf die ihr vorkommenden Handlungen ihrer kleinen Menschenwelt immer richtig an. Auch einige Psalmen lernte sie mit Lust und Wohlgefallen; doch konnte sie nicht verbergen, daß ihr der unsichtbare gute Vater aller Menschen, welchen Jesus geoffenbaret, besser gefiele, als der Herr der Herrscharen, welchen Moses verkündiget, und David besungen hatte. Lieb war dieß dem sorgfältigen Vater; noch lieber aber, daß ihr die menschenartige Denk- und Handlungsweise, welche in den Büchern des alten Bundes Gott beygemessen wird, aufgefallen war. „Ist Gott unsichtbar," fragte sie öfters, „wie kann er herabsteigen, gehen, schlagen, sprechen, zürnen?" Dadurch erlangte Fontenay die Gelegenheit, ihre Ansichten von der Beziehung des Sichtbaren auf das Un-

sichtbare überhaupt zu berichtigen. Er machte ihr begreiflich: „wie die Menschen alle Sprachen bloß von sinnlichen, sichtbaren und hörbaren Gegenständen abgeleitet, und ursprünglich auch bloß zur Bezeichnung derselben gebraucht, dann aber erst zur Versinnbildung unsichtbarer und göttlicher Dinge zu Hülfe genommen hätten, weil sich diese schlechterdings nicht anders, als sinnlich und bildlich, aussprechen ließen. Sie müßte daher auch alles, was in der Bibel von der Gestalt und von den menschenartigen Handlungen des Herrn der Heerschaaren gesagt wird, selbst die Worte, die ihm in den Mund gelegt werden, gerade so sinnbildlich verstehen, wie sie früher die Erzählungen von Saturnus, Jupiter, Prometheus, Apollo, Icarus, von den Musen und von der Minerva verstanden, oder wie sie die alltäglichen Ausdrücke, die Sonne brennt, der Wind wirft die Bäume um, die Blumen weinen, die Bilder sprechen, der Federball fliegt, und dergleichen, zu nehmen, gelernt hätte. Die Kraft, durch welche sich alle sichtbare Gegenstände bewegten oder verwandelten, wäre unsichtbar; wir mußten also überall zu sinnbildlichen Redensarten unsere Zuflucht nehmen, wenn wir von dem Unsichtbaren sprechen wollten; würden uns aber doch selbst gar sehr betrügen, wenn wir dieselben eigentlich und buchstäblich verständen."

„Sage mir doch, so fragte er weiter, was dir war, als du an deinem siebenten Geburtstage vor dem Bilde deiner Mutter, sprachlos und gleichsam versteinert, da standest?"

„Das weiß ich nicht, lieber Vater," antwortete sie.

„Du kannst es auch nicht wissen, denn du sprachest nichts, hörtest nichts, fühltest nichts, kurz es war dir nichts."

„O, es war mir so viel, es war mir so wohl, wie mir vorher nie, und seit der Zeit nicht wieder war!"

„Und doch gabst du keinen Laut von dir?"

„Weil das Bild zu mir sprach."

„Und was sagte es?"

„Das kann ich nicht aussprechen."

„Gestehe es nur, Theresia, es war dir nichts, das Bild sprach nichts; denn wie könnten Bilder sprechen? Gesetzt aber auch, das Bild deiner Mutter hätte gesprochen, so würdest du mir seine Worte wieder sagen können, wie du wiederholen kannst, was ich zu dir spreche. Täusche dich nicht, liebe Tochter, du träumtest, und hast den Traum vergessen."

„Nein, nein, Vater, ich wachte, ich träumte nicht, ich weiß bestimmt, was das Bild sagte, nur wiedergeben kann ich's nicht; denn ohne Worte sprach es, nicht zu meinem Ohr, sondern zu meinem Herzen, wie auch du bisweilen ohne Worte zu mir sprichst."

„Und was dachtest du dabey?“

„Auch das weiß ich nicht.“

„Du dachtest also nichts.“

„Quäle mich nicht, guter Vater, ich dachte, sprach und fühlte so viel, daß ich es vor lauter Fülle nicht wieder sagen kann.“

„Tochter, rede doch nicht unbedachtsam! Sieh', wenn du denkst: „„ich liebe meinen Vater;““ „oder,“ „„Graf Bondy ist ein herzensguter Mann;““ „oder,“ „„wenn ich doch den lieben Palantine sehend machen könnte, gern gäbe ich Eines meiner Augen dafür;““ „so kannst du es auch aussprechen: was du also nicht in Worten wiedergeben kannst, das hast du nicht gedacht.“

„Das ist nicht so, Vater, ich denke vieles von dir, von Bondy, von Palantine, von mir selbst, das mehrste aber von meiner Mutter auch ohne Worte, und das ist gerade das Beste; denn was ich mit Worten denke, das geht vorüber, das wird gerade so wie meine Gestalt im Spiegel, wenn ich mich darin besehen habe, und von ihm wieder weggehe; was ich aber ohne Worte denke, das bleibt, das macht, daß mir im Herzen so wohl wird, ich bin darauf so ruhig, so froh, ob ich gleich nicht sagen kann, warum. Sieh', seitdem ich zum ersten Mahle das Bild meiner Mutter sah, weine ich oft einsam in meinem Blumengärtchen, und so schön die

fes ist, wünschte ich doch lieber dort zu seyn, wo meine Mutter und der unsichtbare gute Vater ist."

„Weißt du diesen Wunsch so bestimmt?"

„So klar und gewiß, wie ich weiß, daß ich jetzt an deiner Seite sitze, ob ich ihn gleich diesen Augenblick zum ersten Mahle mit Worten gedacht und ausgesprochen habe."

„Du glaubst also, daß du auch ohne Worte denken könnest?"

„Das glaube ich nicht, das weiß ich."

„Versuche es, mir in einem Bilde zu sagen, wie dir im Herzen ist, wenn du so ohne Worte an deine heilige Mutter und an den guten Vater aller Menschen denkest."

„Stelle dir den vollen Mond, wie wir ihn gestern Abends sahen, vor; nur ohne seine Augen, Nase und Mund, auch nicht so klein, wie er am Himmel scheint, sondern so groß und ausgedehnt, daß du kein Ende nirgends erblicken kannst. Sein Licht mußt du dir weit heller und reiner noch, als das Licht der Sonne denken, am hellsten aber immer in dem Punkte, auf welchen du gerade hinsiehst. Nun stelle dir noch vor, als wenn dieser große, große Mond sich dir immer mehr und mehr nähern wollte, anfänglich langsam, dann immer rascher, da wird es immer lichter um dich her, so licht, daß du von allem, was um

sich ist nichts mehr gleich; endlich kommt er mit der Schnelligkeit des Blitzes; und ich fliege mitten in ihm. Da ist mir wohl, da fühle ich mich angenehmer erwärmt, als wenn ich an einem kalten Wintertage aus dem Park in deine Stube trete. da glaube ich die lieblichsten Gesänge und die sanfteste Musik zu hören. Allmählig wird das Licht schwächer, der Mond fängt an, sich von mir zu entfernen, ich sehe ihn nur noch in der Höhe, aber immer noch größer, als ich's dir sagen kann: endlich verschwindet er mir ganz, und weißt du, was mir dann das Liebste wäre?"

„Sage es mir, Tochter, dein Vater höret dich gern."

„Daß ich dich, alle Kinder und Alten im Dorfe, alle Menschen, die ich je gesehen habe, selbst die Wiesen, die auf dem Kirchhofe in Gräbern schlafen, alle Bäume des Parks, alle Blumen meines Gartens, alle Vögel in der Luft und alle Sterne im Himmel zusammen in meine Arme einschließen, und an mein seliges Herz drücken könnte!"

„Dein Bild ist schön; nun wünschte ich aber, daß du mir auch ohne Bild sagen möchtest, wie es dir in der Seele ist, wenn du ohne Worte an deine Lieben denkest."

„Das ist mir unmöglich, Vater, und ich glaube, daß Bilder besser sind, als leere Worte, die kein Bild bezeichnen, oder erwecken."

„Du scheinest der Meinung zu seyn, daß in uns
ber dem Herzen des Menschen vieles vorgehe und
sey, was sich nicht anders, als bildlich ausspre-
n läßt."

„Das meine ich; ist es nicht wahr, so lehr' es
ich anders."

„Glaubst also auch, daß es mit Ohren unhörba-
re Stimmen, mit Augen unsichtbare Gestalten,
nd mit Worten unaussprechliche Gedanken oder Re-
n geben müsse?"

„Ich glaube es, und ich bitte dich, nimm mir
esen lieben Glauben nicht."

„Du sollst ihn behalten, wenn du dazu noch glau-
n willst, daß eine ganz übersinnliche Welt von so
ngeheurer Größe da ist, daß, wenn sie auf Karten
rzeichnet würde, alle Landkarten auf Erden noch
cht den kleinsten Theil derselben in sich fassen und
rstellen könnten."

„So etwas mag wohl auch bisweilen in mei-
n wortlosen Gedanken liegen."

„Gesetzt, du wolltest oder müßtest schlechterdings
e Beschäftigung deiner Seele in wortlosen Gedan-
n mit einem Nahmen bezeichnen, wie würdest du sie
nnen oder beschreiben? Denke nach, liebe Tochter,
wird dir gewiß beykommen."

„Sieh' da schließe ich meine Augen, bisweilen stehen sie auch offen, aber ich sehe um mich her eben so wenig, als wenn sie geschlossen sind; und da ist's, als öffneten sich in meiner Seele eine Menge Augen, welche sich nach und nach in ein einziges großes Auge vereinigten. Dieß läßt sich nun nicht mehr schließen, es breitet sich immer weiter aus, und will in Einem fort sehen, ungefähr so wie ich mit meinen äußern Augen etwas anschaue, was ich noch nie gesehen habe, nur ist dieß Anschauen in meiner Seele weit stärker. — Ha, Vater, da hab' ich's, Anschauung, ja, Anschauung ist der Nahme, den ich meinem wortlosen Denken geben würde."

„Du vergissest, daß das Wort, Anschauung, etwas Sinnliches bezeichnet, wortlose Gedanken aber etwas Uebersinnliches sind."

„Das Wort soll ja auch nicht mehr als ein Sinnbild der Sache seyn, die sich nicht aussprechen läßt."

„Gut, Theresia; aber nun bist du auch gefangen, denn du mußt mir versprechen, daß du es meinem Moses und meinem David nicht mehr verargen wollest, wenn es ihnen vor dem Bilde des unsichtbaren Gottes gerade so, wie dir vor dem Bilde deiner Mutter, erging, und wenn sie ihre wortlosen Gedanken, oder wie du sie nennest, ihre Anschauung von dem unsichtbaren Vater nicht anders, als menschenartig, das ist, sinnlich und bildlich ausdrücken konnten."

Wie

Wie bey dem Lesen der Bibel, so übersah oder unterließ Fontenay auch bey der Naturbeschreibung, bey der Geographie und bey der Geschichte der Menschen in Frankreich keine Gelegenheit, um die Thätigkeit ihres Verstandes von dem Besondern auf das Allgemeine, von dem Einzelnen auf das Ganze, und von dem Mannigfaltigen auf das Eine zu leiten; allein nichts ließ er sich mehr, als die Pflege ihres Gemüthes, angelegen seyn, und gerade hierin sah er jede seiner Bemühungen auf das reichlichste belohnt. Ohne alles triviale Moralisiren und Predigen, welches freylich leichter und bequemer, als das Entwickeln, ist, wuchs sie zum Liebling aller Menschen heran. Um so empfindlicher traf ihn der Schlag, durch welchen ihm jetzt sein edler Wirkungskreis auf einmahl verschlossen, und er für immer von ihr getrennt wurde.

Der Fanatismus, mit welchem die römischen Kirchengenossen in England gedrückt, verfolgt und zur Ablegung des unsinnigen Eides, welcher das Papstthum für Götzendienst erklärte, gezwungen wurden, verwandelte den Proselyteneifer der Katholiken in Frankreich in die wüthendste Rachbegierde gegen die Reformirten. Sobald Colbert, der weise Beschützer der Letztern gestorben war *), vereinigte sich alles, was unter den katholischen Zeloten Muth, Kraft oder Ansehen hatte, um unter Anleitung des Kanzlers Tellier, und seines Sohnes, des Marquis von

*) J. C. 1683.

Louvois, die treuen Anhänger der Genfer-Kirche in die ersten Zeiten des Christenthumes zu versetzen. Einige ihrer angesehensten Prediger wurden schuldlos, wie mehrere katholische Priester in England, öffentlich hingerichtet, ganze Scharen Dragoner zogen in die Gegenden, wo die meisten Reformirten wohnten, und verübten daselbst ungestraft Gewaltthätigkeiten, vor welchen sich jedes Gefühl der Menschlichkeit empören mußte. Endlich brachten es die rachsüchtigen Eiferer dahin, daß der König das Edict von Nantes, in welchem den Reformirten, außer dem freyen Cultus in vielen Städten, das Recht zu allen Staatsämtern, befestigte Sicherheitsplätze, und jährliche Besoldungen für ihre Prediger zugestanden waren, widerrief, und den Befehl erließ, daß alles, was in Frankreich auf die Rechte des Bürgers und auf den Schutz der Gesetze Anspruch machte, sich zur Kirche seines Königs und seines Vaterlandes bekennen sollte. Sogleich wurden alle Kirchen der Verfolgten niedergerissen, ihre Prediger und Lehrer verbannt, und den übrigen die Auswanderung unter den schrecklichsten Strafen verbothen. Man wetteiferte an Grausamkeit mit England; nur um den Vorzug im Wahnsinne, mit welchem dort der Katholicismus als Heidenthum angesehen und behandelt wurde, bewarb sich in Ansehung des Calvinismus, in Frankreich niemand. Dafür übertraf die französische Regierung die englische an Unmenschlichkeit, denn sie befahl, den Reformirten ihre Kinder wegzunehmen, und sie katholischen Verwandten oder Stiftungen zur weitern Erziehung zu übergeben.

Dieser verabscheuungswürdige Befehl wurde, ohne Ansehen der Person und des Standes, mit unerbittlicher Strenge vollzogen. Alles was Fontenay's bittersten Schmerz einiger Maßen lindern konnte, war, daß Graf Bondy sich bereitwillig erklärte, seine Tochter zu sich zu nehmen, und ihm heilig versicherte, sie nicht nur in Geheim dem Genfer Bekenntnisse getreu zu erhalten, sondern auch ihre Bildung ganz in seinem Geiste fortzusetzen. Durch die Vermittelung des Herzogs von Beauvilliers bey dem Pater la Chaise, und des ehrwürdigen Jesuiten Bourdaloue bey der Frau von Maintenon, wurde dem Vater Theresia's gestattet, unter der Bedingung, daß er seine Herrschaft Lussan im Sevennergebirge behielte, daselbst den größten Theil des Jahres zubrächte, und eine katholische Pfarre einrichtete, Fontenay an den Grafen von Bondy zu verkaufen, den Leichnam seiner Julie auf eines seiner Güter im Wadtlande bringen zu lassen, und jährlich durch vier Monathe sich alldort aufzuhalten.

Um ihres Herzens zu schonen, machte man Theresia glauben, der Vater müßte in Dienste des Königs eine langwierige Reise unternehmen. Daß Bondy mit seinem ganzen Hauswesen nach Fontenay zog, das, glaubte sie, geschähe ihretwegen, weil er Vatersstelle bey ihr vertreten sollte; nur die Ausräumung des ihr und ihrem Vater so heiligen Cabinettes konnte sie mit einer bloßen Reise nicht zusammendenken. Indessen ward sie auch darüber ruhig, als ihr Fontenay in der Abschiedsstunde mit seinem Bilde auch das ihr bekannte Bild der Mutter im

Kleinen gab. Zum letzten Mahle schloß er das
auf Erden einzig liebe Wesen in seine Arme, d
es an seine Brust und übergab es seinem F
mit einem Blicke, der den höchsten Schmerz
trostlosen Vaterherzens ausdrückte. Er hatte
Worte noch Thränen mehr, so warf er sich i
Wagen und eilte nach Perroy, um dort die t
Ueberreste seiner Julie zum zweyten Mahle mi
Freuden seines Lebens zu begraben.

---

## Drittes Capitel.

heresia war seit dem Erwachen ihres Selbstbe-
ußtseyns noch keinen Tag von ihrem Vater entfernt
wesen; jetzt fühlte sie zum ersten Mahle die Leiden
r Trennung. Von ihm schien es ihr angeboren zu
n, daß sie das Leben ihres Schmerzes lieber ver-
rkte, als erstickte; und mehr in der sinnenden Weh-
uth, als in der betäubenden Zerstreuung ihre Lust
nd. Eine sanfte Schwermuth bemächtigte sich ih-
s ganzen Wesens, und alle Künste, welche der
raf anwendete, um sie aufzuheitern, vereitelte sie mit
m einzigen Kalten: „ich werde ihn nie wieder sehen."
ie Musik, in der sie schon seit ihrem fünften Jahre
nterricht erhalten hatte, wurde nun ihr vorzüglich-
s Studium; ihre Fortschritte darin begünstigte der
ustand ihres Herzens. Sie spielte und sang alles,
as man ihr vorlegte, gern, fertig und auch mit ei-
gem Ausdrucke; aber die ganze Macht dieser himm-
chen Kunst offenbarte sich aus ihrem Gemüthe nur
nn in ihrem Spiele, wenn das Bild ihrer Mutter
d ihres Vaters vor ihr lag, und sie sich sicher glaub-
, von niemanden gehört zu werden. Sie verlangte
nen Zeichenmeister, und Graf Bondy schaffte den
schicktesten, der in Paris zu finden war, herbey,

Sobald sie den Stift mit mehr Freyheit führen konnte, zeichnete sie nur Blumen und Köpfe, beydes nach ihren eigenen Erfindungen. Zu ihrem Lehrer in Wissenschaften hatte der Graf, in Einverständniß mit Fontenay, den Abbee Noiret, einen Mann von lieberalen Gesinnungen und hellen Einsichten in allen Kirchenwesen, gewählt. Seinem Versprechen gemäß, machte er sie auch mit den Principien des Genfer Bekenntnisses gründlich, und ohne alle polemische Seitenblicke bekannt; und nur auf ihr dringendes Verlangen und nach eingeholter Einwilligung ihres Vaters, las er mit ihr auch Pascals vortreffliche Betrachtungen über die Religion, welche lange ihr liebstes Handbuch blieben.

Graf Bondy war Vater von drey Töchtern, in jeder sprach sich sein Geist auf eine eigenthümliche, liebenswürdige Weise aus. Mathilde war um zwey Jahre älter als Theresia, ihr gleich an zarter Empfindsamkeit, Innigkeit des Gefühls und Neigung zur Schwärmerey: das schöne Band der Freundschaft vereinigte ihre verschwisterten Seelen. Juliane war an den Grafen Henri von Boulainvilliers verlobt, und erwartete mit Sehnsucht die Rückkunft ihres Geliebten von einer Reise durch Italien; in ihr verklärte sich der Verstand, die heitere Weltansicht und der Frohsinn ihres Vaters in den lieblichsten Formen feinerer Weiblichkeit. Die älteste, Ludmilla, war Benedictiner-Nonne in der Abtey zu Chelles; und ihr schien Bondys religiöser Sinn ganz vorzüglich zu Theil geworden zu seyn.

Zwey Dinge hatte der Graf in seiner Macht, n Theresia nach ihrer Art recht froh und glücklich machen; er mußte ihr entweder, einsam und al- n, recht viel von ihrer Mutter und ihrem Vater er- hlen, oder sie mit Mathilde nach Chelles, elches nur zwey Stunden von Fontenay entfernet g, fahren lassen. Bisweilen blieben die beyden reundinnen durch mehrere Tage daselbst, ohne daß oudy das Geringste dagegen einwendete; denn ine Weise war, seine Kinder ihrer Neigung folgen lassen, so lange er keine Gefahr der Verirrung sah, nn aber nicht die Neigung zu bestreiten, sondern rch die mannigfaltigsten Vorkehrungen bloß die Ge- genheit zu ihrem Reize, oder zu ihrer Befriedigung i entrücken.

Die Lebensart der Nonnen und der feyerliche ultus der katholischen Kirche hatten ungemein viel ziehendes für Theresia; Ludmilla mußte ihr n Ursprung der erstern erzählen, und den tiefern Sinn s letztern enthüllen. Darunter erwachte in ihr die egierde nach vollständigerer Kenntniß der Kirchenge- schichte. Abbee Noiret fragte darüber bey ihrem ater an, und dieser schrieb Cousins Uebersetzung s Eusebius und des Bischofs Godeau allge- eine Kirchengeschichte zu Lesebüchern vor; er kannte chts Besseres.

Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen hat- Theresia bereits zwey Jahre verlebt, als Bon- y von dem Grafen Boulainvilliers folgendes schreiben erhielt:

„Villefort im Sevennergebirge
„den 10. October 1688."

„Es waltet ein besonderes Schicksal über mich, daß ich auf meinen Reisen immer einen meinem Herzen theuern Mann sterben sehen muß; vor eilf Jahren begleitete ich in Holland den Leichnam meines Lehrers Spinoza, welcher heiliger lebte als mancher Heilige unserer Kirche, zu Grabe; diesen Augenblick komme ich von dem Sarge eines, mir und Ihrem ganzen Hause sehr lieben Mannes. Der ehemalige Marquis von Fontenay, Herr von Seligny und Perroy, hat in der Sinnenwelt seine Laufbahn vollendet.

„Um schneller Sie und meine geliebte Juliane zu umarmen, hatte ich mich zu Livorno eingeschifft, und war zu Marseille an das Land gestiegen. Da besuchte ich unsern Palantine, der in seinem zwey und sechzigsten Jahre an Körper und Geist noch ein rüstiger Jüngling ist, und dort mit zunehmender Schärfe sieht, wo die meisten unter uns Sehenden jämmerlich erblinden. Ich bringe ihn mit, denn er will den Winter wieder in Paris, das heißt in Bondy's schöner Welt verleben. Von ihm erhielt ich die Kunde, daß im Sevennerlande alles in Aufruhr begriffen sey, und auch unser Freund daselbst so eben sich in höchst bedenklichen Umständen befinden möge. Wir eilten nach Lussan, wo wir ihn aber vergeblich suchten, denn vor vierzehn Tagen war er mit allen waffenfähigen Leuten seiner Herrschaft gegen Villefort aufgebrochen. Dort fanden wir ihn tödlich

verwundet auf dem Krankenlager. Auf Befehl des abscheulichen Louvois sollten sich die Katholiken aller Kirchen der Reformirten im Sevennerlande bemächtigen, die Besatzungen von Mende, le Puy und Viviers waren zu ihrer Unterstützung beordert. Der ungerechte Befehl wurde mit unmenschlicher Grausamkeit vollzogen. Der wüthende Marschall von Meriot wollte nicht nur Kirchen rauben, sondern auch anders Denkende zu seinen Meinungen bekehren. Zu diesem Zwecke ließ er den Hugenotten ihre Kinder wegnehmen, und sie vor den Augen der Eltern so lange mißhandeln, bis sich diese entschlossen, in den verhaßten Schafstall des Paters la Chaise zurückzukehren. Da stellte sich unser wackerer Freund mit seinen Leuten an die Spitze der Verfolgten, und führte sie zum Kampfe wider den Wütherich aus. Vier Tage vor unserer Ankunft war das entscheidende Gefecht, in welchem eine Stückkugel dem Meriot die Hirnschale zerschmetterte, und unser Freund in einem Lanzenstich durch die Lunge den Lohn seiner Menschenliebe empfieng. Unser Besuch galt ihm für eine Erscheinung vom Himmel, seine Lebenskraft schien sich in unsern Armen erneuern zu wollen. Seinen letzten Willen, den ich hier beylege, dictirte er mir vorgestern in die Feder. Ihnen und mir übertrug er die Vormundschaft über seine Tochter. Die Herrschaft Lussan soll, im Falle, daß der König durch die Einziehung derselben das Verdienst des Vaters an der Waisen nicht bestrafen wollte, verkauft werden. Beyliegenden versiegelten Brief mit der Aufschrift: „„an Theresia von Seligny, zu eröffnen an ihrem sechzehnten Geburtstage,“ schrieb er in der Nacht vor

dem Gefechte. Bis zum letzten Lebenshauch blieb er besonnen, ruhig und heiter. Er starb wie ein Mensch, der das eigentliche wahre Leben schon im Kleide der Sterblichkeit angefangen hat. Sobald die nöthigen Anstalten getroffen sind, um seine Hülle, wie er's verlangte, nach Perroy zu schaffen, geht unsere Reise den kürzesten Weg nach Fontenay, um das Andenken des Verewigten im Kreise seiner Lieben mit Andacht zu feyern."

## Viertes Kapitel.

Dort vergingen jetzt mehrere Tage unter allerley Berathschlagungen, wie man Theresia ihren Verlust, nicht nur auf die gelindeste, sondern auch zur Entwickelung ihres Charakters wirksamste Weise kund machen könnte. Nach einer Menge unstatthafter Einfälle und Projecte wurde der Vorschlag des Grafen einhellig angenommen. Demselben zufolge, sollte der nahe Allerseelentag abgewartet, an diesem in der katholischen Kirche höchst melancholisch-feyerlichen Tage Theresia nach Chelles gebracht, und die Eröffnung des traurigen Geheimnisses den Einsichten Ludmilla's überlassen werden. Ihr wurde daher auch Boulainvilliers Schreiben mit der versiegelten Beylage zugeschickt, und angedeutet, welch ein schweres, aber verdienstliches Geschäft von ihr gefordert würde. Abbée Noiret erhielt den Auftrag, bis dahin mit seiner Lehrbefohlnen recht viel von der Nichtigkeit des Todes, von der Unsterblichkeit der Seele, von der unauflöslichen Verbindung zwischen den noch wandernden und heimgekehrten Liebenden zu lesen und zu sprechen. Bondy erzählte täglich von den Feyerlichkeiten, welche am Allerseelentage zu Chelles, so wie in der ganzen katholi-

schen Kirche vorgingen, wie wohlthätig sie auf das menschliche Herz wirkten, und wie sehr er selbst wünschte, denselben einmahl wieder beyzuwohnen. Dieser vorgegebene Wunsch erweckte in Theresia das sehnlichste Verlangen, und am Allerheiligenabend reiste die ganze Familie des Grafen nach Chelles.

Da sah Theresia eine Menge ihr ganz neuer Gegenstände, welche in ihrem Gemüthe die angenehmsten Eindrücke zurückließen, alle Grüfte, Grabstätten und Grabhügel mit Blumenkränzen geschmückt, von unzähligen Lichtern, dem Symbole des Glaubens, beleuchtet; hier das Grab eines treuen Gatten, rings herum seine zurückgebliebene Lebensgefährtin mit einer kleinen Schaar unmündiger Kinder, jene in wehmüthiger Hoffnung kniend und ihr kummervolles Herz zu dem Vater aller Menschen erhebend, diese, sorgenlos für ihre Zukunft, die zärtliche Mutter tröstend und ihre Thränen trocknend; dort ein liebendes Mädchen auf das Grab ihres Geliebten hingesunken, dem Entseelten ewige Liebe und Treue gelobend, und auf alle Freuden des Lebens hienieden Verzicht leistend; nicht weit davon eine verwaiste Schwester an dem Grabe ihres Bruders, den Verlust ihres einzigen Wohlthäters und ihrer letzten Stütze beweinend; unter einer einsamen Baumgruppe dort den schwermüthigen Freund an dem Grabe des Freundes das letzte Band, welches ihn noch an die Zeitlichkeit gefesselt hatte, in seiner scheinbaren Auflösung betrachtend, und seinen Glauben an die ewige Fortdauer der Freundschaft in seinem Herzen befestigend. Ueberall nur Bilder der leidenden Liebe und der

innigsten Sehnsucht in den schönsten Uebergängen zur religiösen Ergebung. Sinnend und fühlend wallte Theresia an der Seite des Grafen in diesem Garten der Verwandlung unter den mannigfaltigen Gruppen herum; die Bedeutung derselben fand sie in ihrem theilnehmenden Gemüthe: auch sie hatte ein Körbchen voll Blumen an dem Arme hängen, aus dem sie bald auf diesen, bald auf jenen einsamen oder verlassenen Grabhügel die sorgfältig gesammelten Sinnbilder der Vergänglichkeit mitkindlichem Wohlwollen ausstreuete.

Unterdessen hatten die Nonnen im Chor die Todtenvigilien geendigt, und Alles, was die Mysterien der Musik, entweder verstand, oder zu verstehen scheinen wollte, strömte der Klosterkirche zu, wo jetzt der Psalm, de profundis etc. *) von Corelli, und der Hymnus, Dies irae dies illa etc. von dem englischen Flüchtling Millinton, einem seelenvollen Künstler, aufgeführt werden sollte. Der Familie des Grafen Bondy war ein Platz angewiesen, auf welchem sie das ganze Orchester überschauen konnte. Die Kirche war schwarz ausgeschlagen, alle Altäre waren mit schwarzen Tüchern behangen, welche verschiedene Sinnbilder des Todes, der Liebe, Freundschaft und Unsterblichkeit, grau im Grauen, darstellten. Die Verzierungen mit menschlichen Skeletten und Todtenschädeln waren sehr sparsam angebracht, und wo sie erschienen, dort benahm

*) Aus der Tiefe ruf ich, Herr, zu dir! Psalm 138.

ihnen ein Blumenkranz, eine künstlich angebrachte Flamme auf dem Scheitel, oder eine andere bedeutende Zierde ihre gräuliche Gestalt. Mehrere tausend Lichter von Wachskerzen und Fackeln beleuchteten die Kirche. In der Mitte derselben stand das Castrum Doloris, auf welchem alle Zeichen der menschlichen Größe und Dürftigkeit, ihrer Wünsche, ihrer Freuden, und ihrer Leiden, von der Krone der Weltherrschaft bis zum Bettelstabe, in kolossalischen Formen zerbrochen, in bunter Vermischung, doch sprechend unter einander lagen.

Die Ouvertüre begann, und gleich die ersten Tacte zogen die Auserwählten dieser gottseligen Versammlung in eine höhere Welt hinauf. Alles verrieth die Schärfe des Blickes und den Strom der Empfindungen, womit das andächtige Gemüth des Künstlers die unermeßliche Tiefe beschauet hatte, aus welcher er die fromme Seele zu dem Herrn um Gnade und Erlösung wollte rufen lassen. Auf den ersten Theil des Einganges folgte eine schauerlich ergreifende Fuge, deren Bewegung und Charaktere den Kampf des schuldbewußten Herzens zwischen Furcht und Liebe, Angst und Reue, Entsetzen und Hoffnung, Verzweiflung und Zuversicht ausdrückte. Den Schluß machten einige Tacte, welche diesen Kampf in das siegende Gefühl des betenden Vertrauens auflösten. Von demselben durchdrungen, sang Millinton im vollsten Basse, von vier obligaten Fagotten begleitet, die Worte: de profundis clamavi ad te Domine etc. und von diesem Augenblick an war Theresia's Blick und Seele unzertrennlich an

Millinton geheftet. Alles folgende war für sie nicht mehr da. Ihr Herz hatte nun sein eigenes Harren und Hoffen, ihre Seele ihr eigenes Warten von einer Morgenwache zu der andern, ihr ganzes Wesen seine eigene Gnade und Erlösung gefunden, welche, noch nicht erkannt und ausgesprochen, in dem vereinigten Bilde ihrer Mutter, ihres Vaters und Millintons durch ihr Innerstes leuchtete und ertönte. Erst die vierstimmige Schlußharmonie, welche auf die Worte: ipse redimet Israel ex omnibus iniquitatibus ejus, gesetzt war, weckte sie aus dem bedeutenden Traume ihrer seligen Zukunft. Und doch hatte sie bis jetzt nur in Millinton's Schatten gesehen.

Tiefer, als Corelli, war dieser in die Geheimnisse der Kunst des Unendlichen eingedrungen; er legte das vollendete Product derselben in seiner Cantate auf, und Theresia harrte einer höhern Offenbarung des Göttlichen im Orchester und in ihrer Seele. Eine stark besetzte Symphonie bereitete in ihrem Ausdrucke des Großen und Feyerlichen die Erscheinung des erhabnen Geistes vor, welcher durch den ganzen Hymnus, Dies irae etc. athmet und waltet. Ohne profane Verzierungen ging sie in gemessenen langsamen Schritten fort, und führte in stiller Erhabenheit den Uebergang zum Recitative herbey, in welches die ersten sechs Strophen mit abwechselnden Arioso's gesetzt waren. Im Vortrage derselben drang Millinton vorzüglich auf den höchsten Ausdruck der, den Worten angemessensten, Empfindung, und duldete nicht die geringste Mahlerey des bezeich-

neten Gegenstandes, unter welche schlechte Sänger linge die Leerheit und Impotenz ihres Geistes verbergen wollen. Eben so waren auch alle folgenden Arietten und Arien von ihm nur für Künstler gesetzt, welchen es in der Ausführung lediglich um das Ausströmenlassen ihrer aufgeregten Gefühle, nicht um die Bewunderung ihrer Geschicklichkeit und Kunst zu thun war. Wie das mit Religion Gedachte und Gesetzte auch mit Religion gesungen werden müsse, zeigte er selbst in dem Recitative: *)

Thränenreicher Tag der Klagen!
Wo dem Spruch entgegen zagen
Wird der Mensch auf düsterm Pfade.

Sein Vortrag des Arioso's: **)

Schone sein, du Gott der Gnade!

erfüllte alle Herzen mit der tiefsten Empfindung der liebenden Reue und Zerknirschung.

In der Arie:

Zu den Schafen laß mich kommen, ***)
Fern den Böcken, angenommen
Dir zur Rechten bey den Frommen.

Wenn

---

*) Lacrymosa dies illa,
Qua resurget ex favilla
Judicandus Homo reus.

**) Huic ergo parce Deus!

***) Inter oves locum praesta
Et ab hoedis me sequestra
Statuens in parte dextra,

Wenn Verworfnen ohne Schonung
Flammenpein wird zur Belohnung,
Ruf' mich in des Segens Wohnung!

und in dem darauf folgenden vierstimmigen Choral: *)

Herzzerknirscht im tiefsten Grunde,
Bete daß ich noch gesunde,
Sorge für die letzte Stunde!

drückte er durch Satz und Gesang die ganze Fülle eines gottseligen Sinnes und seiner wehmüthigen Sehnsucht aus, welche sich mit unwiderstehlicher Kraft in alle Seelen ergoß. Theresia's entäußertes Gemüth beschaute nur sein ganz verklärtes Wesen; ihr schien er, als der reinste Engel Gottes, für sie und für das ganze Menschengeschlecht zu singen. Der Beyfall, welcher dem Kunstwerke Millinton's zu Theile ward, bestand darin, daß unter den heiligen Einwirkungen desselben selbst für den gaffenden Haufen der ganze Zauber der kirchlichen Dekoration verschwand, Corelli's Psalm völlig vergessen ward, jedermann unbeweglich und in sich verschlossen zuhörte, und die ganze Versammlung schweigend, sinnend und fühlend auseinander ging.

---

Confutatis maledictis,
Flammis acribus addictis,
Voca me cum Benedictis!

*) Oro supplex et acclinis,
Cor contritum quasi cinis,
Gere curam mei finis.

Auch Theresia blieb den ganzen Abend still und in sich zurückgezogen. Ihren Gemüthszustand konnte selbst die angestrengteste Aufmerksamkeit der geisteskundigen Ludmilla, bey welcher sie und Bondy's jüngste Tochter wohnten, weder ausforschen, noch errathen; nur die kindliche Anmuth ihrer Gestalt und ihres Wesens hatte sie noch nie, durch den Charakter der sanftesten Ruhe und Hingebung so schön erhöht, in ihr wahrgenommen. „Im Chorale erscheint die Musik in ihrer höchsten Würde;" — „Morgen werde ich mir von unserm Vater einen Lehrmeister der Harmonie und des Generalbasses erbitten;" — „Die Engländer möchten wohl in Kenntniß der Musik über die Franzosen weit erhaben stehen;" dieß waren die einzigen Aeußerungen, welche Ludmilla diesen Abend aus dem, sich selbst völlig unbewußten, Mädchen hervorlocken konnte. Erst nachdem ihr jene versicherte, daß sie morgen noch in dem Requiem des Conti, in welches Millinton ein Sanctus, ein Agnus Dei, und eine Communion von seiner Composition einlegen wollte, den herrlichsten Triumph der englischen Kunst über die französische vernehmen würde, verrieth sie einige Neigung zur Gesprächigkeit, welche sich aber unter dem Andrange einer Menge dunkler Empfindungen bald wieder verlor.

Mit mehr Freyheit und Klarheit des Geistes erschien sie des Morgens in Ludmilla's Zelle. Sie verlangte zu wissen, „was ihre Kirche bey der Einsetzung des Allerheiligen- und Allerseelentages, und der dabey üblichen Feyerlichkeiten vorzüglich vor Au-

gen gehabt hätte.“ „Die Darstellung der Allgemeinheit und Ewigkeit der Liebe,“ erwiederte Ludmilla; „Ihr ganzer Cultus ist nichts anders, als der bildliche Vortrag der Kunst, im Einzelnen das Allgemeine, im Zeitlichen das Ewige, im Menschlichen das Göttliche zu umfassen und festzuhalten; darum ist sie auch so recht eine Kirche für liebende Herzen; für zart fühlende Kinder, wie es die deinige für ernste, sich selbst und der Welt abgestorbene, Männer und Frauen seyn möchte. Du weißt, Theresia, wie innig ich meinen Vater liebe, und doch glaube ich, stürbe er heute, du würdest dadurch gewaltiger erschüttert werden, mehr leiden und schwerer zu trösten seyn, als ich. Empfinden würden wir den Todesfall Beyde, weil wir Menschen sind; aber mein Schmerz würde sich zu dem deinigen ungefähr so verhalten, wie die Poesie zur Prosa. Dir zeigt deine Kirche in dem Lebenden einen Sünder, in dem durchaus nichts Gutes ist, und der bloß durch Gottes unbedingten Rathschluß ewig selig oder ewig verdammet werden kann; in dem Todten einen abgeschiedenen Geist, dem du, im Falle er auch deiner Hülfe noch bedürfte, schlechterdings nichts mehr leisten kannst, und der im Zustande der Seligkeit, für deine Liebe eben so gleichgültig, als für deine Wohlfahrt unbesorgt, seiner Freuden genießt. Das ehrwürdige Band, das dich an ihn hienieden knüpfte, ist aufgelöst; und du müßtest dich erst zum Lichte einer höhern Philosophie, welches den meisten Genossen deiner wie meiner Kirche verschlossen ist, emporschwingen, um die noch bestehenden feinern Fäden dieses Bandes im Schooße der Gottheit aufzufinden. Bis dahin ständest du in

der Sinnenwelt von dem geliebten Vater getrennt, und er wäre dort nichts mehr für dich."

„Ganz anders bildet sich dieß alles in meiner Kirche, denn sie ist ein Spiegel, in welchem die sinnliche und die ewige Welt in Eine Gestalt zusammenfließen. Sie lehrte mich von Jugend auf durch eine Menge anmuthsvoller Bilder in meinem Vater, in meiner Schwester, in meinen Freunden und Freundinnen, wie in allen Menschen, gleichsam zwey Naturen, eine menschliche und eine göttliche, beschauen. Jene ist sündhaft, und kann nur durch die Gnade eines liebenden, nicht nach unbedingten Rathschlüssen vorschreitenden, Gottes geheiligt werden; dieß hoffend, mache ich sie zum Gegenstande meines herzlichsten Wohlwollens: diese ist schon heilig, und sie ist es eigentlich, was ich in meinem Vater liebe, und von ihm geliebt, ewig lieben werde. Mir stirbt er nicht, und ich werde nie von ihm getrennt; denn sein Tod ist, nach der Bilderlehre meiner Kirche, nur ein Uebergang seines Menschlichen in das Göttliche; und da das Letztere auch in mir ist, so lebe und liebe ich in ihm ewig fort. Dieser Uebergang mag geschehen, wie er wolle, immer bleibe ich mit dem Heimgekehrten in inniger Verbindung."

„Hat die Gnade schon hienieden das Menschliche in ihm durchaus heiligen können, so ist es auch vollständig in das Göttliche übergegangen; er ist ein Heiliger, er beschauet mit Wohlgefallen das Göttliche auch in mir, und ist theilnehmender Beystand und freudiger Zeuge bey jedem Siege der Gnade, wodurch

demselben mein Menschliches immer mehr untergeordnet wird. Er sieht mein Innerstes in Gott, und weil er nie aufhören kann, das Gute auch in der Menschheit auf Erden zu wollen, so ist er mein erster und thätigster Fürbitter vor dem Allerhöchsten, daß die Allmacht seiner Gnade auch in mir sich ganz verherrliche."

„Erschien aber in der Stunde des Todes seine Seele noch mit einigen Flecken der sündhaften Menschlichkeit behaftet vor Gottes Richterstuhl, so harret er jetzt, sich reinigend, der Erlösung und seiner völligen Heiligung. Er ist glücklich; aber in den Leiden seiner Sehnsucht nicht selig. Er bedarf des Trostes und der Linderung seiner Qualen; beydes kann ihm jedoch nur aus der unerschöpflichen Quelle der göttlichen Barmherzigkeit zufließen. Sein Andenken begleitet mich bey jeder tugendhaften Entschließung, bey jedem Acte der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, bey jeder guten That. Im festen Glauben, daß Gott, der selbst die Liebe ist, das Gebet, es mag entweder blos in einer heiligen Gesinnung, oder auch in guten Handlungen bestehen, nie unerhört lassen könne, bete, das heißt, liebe und thue ich Alles nur für meinen leidenden Vater; und unter diesem Bestreben, ihm beyzustehen, mäßiget sich mein Schmerz über sein Verschwinden aus der Sinnlichkeit; er geht in das Elegische über, während sich der deinige nicht leicht über das Lamentoso erheben würde."

„Du siehst hieraus, Theresia, daß in meiner Kirche unter ihren treuen Kindern eine völlige Ver-

gessenheit der Todten gar nicht möglich ist. Ihre höhere Absicht dabey zielt dahin, ihnen die innigste Verbindung des Menschlichen mit dem Göttlichen, und der sinnlichen mit der ewigen Welt in stetem Andenken zu erhalten, und dieselbe in den zartesten Verhältnissen ihres Herzens recht anschaulich darzustellen. Selbst derjenige, dem noch niemand gestorben ist, wird durch ihren Geist geleitet, den Himmel der Heiligen und den Reinigungsort der Harrenden sich anzueignen, und das ganze vollendete Menschengeschlecht als seine Eltern, oder Geschwister, oder Freunde zu betrachten."

„Ich fühle es, ehrwürdige Mutter," sprach Theresia, „daß das Leben deiner Kirche mehr einer Symphonie der Anschauungen und Gefühle, die Ruhe der meinigen mehr einer feststehenden Kette von Vernunftschlüssen, oder auch den ewig wahren und unfehlbaren, Ein Mahl Eins ist Eins, gleiche; aber sage mir aufrichtig, ging' es denn nicht an, daß ich, mit dem Bekenntnisse der Genfer Kirche in meinem Verstande, mein Herz ganz katholisch seyn ließe?"

„Warum nicht," entgegnete Ludmilla; es giebt ja sogar unzählige Katholiken, deren Verstand, für sich, durchaus Arianisch, Pelagianisch, Calvinisch oder Lutherisch vernünftelt, ob sie gleich in ihren Herzen von dem Bedürfnisse des katholischen Cultus, oder von dem Wohlgefallen an seinen sinnvollen Formen sich nie los machen können, und auch nicht wollen. Du kannst alles, was außer dir ist,

in deine innere Welt übertragen, je nachdem du klügeln oder glauben willst. Das erstere ist ausschließend das Geschäft deines Verstandes, glauben kannst du nur mit deinem Gemüthe, oder, wie du es nennest, mit deinem Herzen. Sieh' dieses Bild der heiligen Mutter, wie sie ihren verlornen zwölfjährigen Sohn, im Tempel lehrend, wiederfindet; du kannst es dir nach deinem Belieben Calvinisch oder Katholisch, das ist, verständig oder gemüthlich, aneignen. Betrachtest und prüfest du die Erfindung der Situation, die Anordnung der Figuren, die Richtigkeit der Zeichnung, die Mischung von Licht und Schatten, die Lebendigkeit des Kolorits, den Ton und die Haltung des Ganzen: so fassest du es mit dem Verstande; du machest es zum eigenthümlichen Gegenstande deines Calvinischen Sinnes. Lasse aber das Gemählde bey völliger Ruhe des Verstandes ohne alles prüfende Urtheil auf dich einwirken, lasse dich von seinem Geiste ansprechen und ergreifen; schaue in der Mutter die mächtigen Regungen der Menschlichkeit, den Sieg der Zuversicht über die Besorglichkeit der Gewißheit über den Zweifel, und der Freude über den Schmerz; in dem Knaben das hohe Bewußtseyn seiner Göttlichkeit, durch die Liebe gegen seine Mutter zwar gemildert, aber noch immer über das Menschliche derselben siegend; lasse dich demnach von dem hier Beschränkten zu dem Unbegrenzten, von dem im Bilde Bestimmten zu dem Unbestimmbaren erheben, und in die Betrachtung der begeisternden Harmonie zwischen dem Reinmenschlichen und Göttlichen versenken: so hat dich das Bild im Gemüthe gefaßt, du hast geglaubt, es ist deinem katholischen

Herzen zur Karte von einer eigenen Welt geworden. Doch wir wollen die Sache vielmehr an dem Verhältnisse zu unsern Lieben prüfen."

„Gesetzt dein Vater wäre heimgegangen, es ist nichts Unmögliches; ob ich gleich wünsche, daß es nicht so sey; er war schon bey Jahren, und etwas kränklich, als er dich verließ; wir gleichen ja Alle nur der Blume des Feldes, die des Morgens aufsproßt, des Mittags blüht, und des Abends verwelket: laß uns also annehmen, er wäre todt, und ich hätte den Auftrag, dir deine Verwaisung anzukündigen: warum solltest oder könntest du nicht in diesem betrübten Falle, mehr in dem Glauben deines katholischen Herzens, als in dem Klügeln deines reformirten Verstandes, Linderung deines Schmerzes, frommen Trost und gottselige Freude suchen? Das Genfer Bekenntniß sagt dir nur, daß er jetzt selig ist, wenn ihn der Allerhöchste durch seinen unbedingten Rathschluß zur ewigen Seligkeit bestimmet hat; er erlaubt dir dieß zu hoffen, und versichert dich seiner künftigen Auferstehung: übrigens ist sein Leben von deinem Seyn auf Erden abgeschnitten, du kannst ihm nichts mehr leisten, und er weiß nichts mehr von dir. Näherst du dich auch hundert Mahl seinem Grabe, es bleibt dir etwas Menschliches, und nie kann es dir deine Kirche als einen heiligen Altar deiner Gottseligkeit und deiner kindlichen Liebe darstellen: denn dergleichen fromme Schwärmereyen sind ihrer ruhigen Verständigkeit ein Greuel. Vernünfteln kannst du bey dieser Gelegenheit über Leben und Tod, über Vergänglichkeit und Ewigkeit, so viel du

willst; aber darunter bleibt dein Gemüth wüst, dein Herz kalt, dein Schmerz eigennützig, und dein Andenken an ihn bloß historisch."

„Fassest du hingegen die Kunde von dem seligen Hintritte deines Vaters mit einem katholischen Herzen auf, so wirst du zwar durch einige Augenblicke von dem Gefühle deines Verlustes gewaltig erschüttert; es erwacht aber zugleich in deinem Gemüthe die weit stärkere Macht des Glaubens, und damit beginnt in dir ein kräftiges Leben, ein edler Kampf zwischen Gottseligkeit und Menschlichkeit, zwischen Liebe und Eigennutz, zwischen Bestürzung und Resignation: überall sieget das Bessere; denn die klare Anschauung deines Gemüthes, daß dein Vater jetzt erst recht eigentlich lebt, daß sein Göttliches zur Freyheit, sein Menschliches zur Läuterung gelanget ist, daß er nun, entweder als dein heiliger Schutzgeist, oder als dein leidender Seelenfreund, dich umschwebt, daß du ihm jetzt noch weit mehr als während seiner Pilgerschaft werden sollest und werden kannst, läßt dich keinen Augenblick sinken; du kannst seiner nimmermehr vergessen, und dein Andenken an ihn wird eine fortdauernde Uebung der Andacht. Der Allerheiligen- und Allerseelentag werden deinem kindlichen Herzen die schönsten zwey Tage des Jahres; am erstern verehren ihn mit dir Millionen als einen Heiligen, wenn ihn Gott völlig geläutert und geheiligt zu sich aufgenommen hat; am letztern bittet mit dir die ganze liebende Kirche den Ewigen um Trost und Erlösung für ihn, wenn er mit einigen Mackeln der Sünde verschieden ist. Selbst diese Ungewißheit muß deinem Gemüthe

verschwinden, wenn du erfährst, daß er als Märtyrer für eine ihm scheinbar gute Sache heimgegangen ist, oder daß er für die unterdrückte Gerechtigkeit, oder für die leidende Unschuld sich freywillig aufgeopfert hat; denn die diesen Tod der Liebe sterben, finden in dem Tode Jesu ihre vollkommene Rechtfertigung und Heiligung vor Gott."

Mit ängstlicher Besorgniß unterbrach sie Theresia und sagte: „Du sprichst so bestimmt und entscheidend, Ludmilla, als wüßtest du meine Verwaisung gewiß. Sieh', ich bin ruhig, bin auf Alles gefaßt, sage, mein Vater ist todt, mein Herz hat es mir im Innersten lange gesagt. Es träumte mir vor drey und zwanzig Tagen, mein ganzes Blumengärtchen hätte am vorhergehenden Abend noch im schönsten Flor gestanden, des Morgens fand ich meine Blumen, von einer feindseligen Hand abgemähet und verwelkt, zu meinen Füßen liegen. Ich weinte bitterlich und erwachte; da war mein erster Gedanke mein Vater, und es war, als flisterte mir etwas zu: „„Du wirst ihn nie wiedersehen."""

„Im Glauben und in der Liebe wirst du ihn wiedersehen;" versetzte Ludmilla, und gab ihr Fontenay's versiegelten Brief mit den Worten: „Sieh' hier seine Hand; doch erst nach einer Zeit sollst du eröffnen und lesen, was sie für dein ganzes Leben dir geschrieben hat." — „O mein Vater! mein Vater!" rief Theresia bey dem Anblicke der Aufschrift aus, und sank, in ihrem Schmerz verstummend, in Ludmilla's Arme.

Nachdem sie sich einiger Maßen wieder erhohlet hatte, fuhr Ludmilla in abgebrochenen Pausen fort: „Er ist selig," — „Vor drey und zwanzig Tagen starb er als Märtyrer." — „Er starb den Tod des Gerechten." — „Mitten im Werke Gottes ward er abgerufen." — „Der Wütherich fiel unter seinen Armen durch Gottes Kraft." — „Viele unschuldige Kinder sind durch ihn gerettet, von vielen Vater- und Mutterherzen hielt er den empfindlichsten Dolchstoß zurück." — „Er sank in dem Kampfe für seine unmenschlich verfolgten Brüder."

„Laß ab," erwiederte Theresia, „ich habe ausgelitten, er ist ein Heiliger, ich will seiner würdig bleiben. Mein Herz läßt mich nicht weinen, ich will zu ihm bethen.

„So verdienst du auch, erwiederte Ludmilla, „die Geschichte der letzten Stunden seines gottgefälligen Lebens zu erfahren;" und hiermit übergab sie ihr das oben angeführte Schreiben des Grafen Boulainvilliers.

Innigst bewegt, fieng sie an zu lesen. Die Ursache seines Todes brachte in ihrer Seele die Ruhe zurück; denn sie wußte sie schon aus einem höhern Gesichtspuncte zu würdigen. Mit den deutlichsten Merkmahlen der frommen Ergebung wiederhohlte sie die Worte: „er starb, wie ein Mensch, der das eigentliche wahre Leben schon im Kleide der Sterblichkeit angefangen hat." Sie setzte hinzu: „dieß bleibe auch die Regel des meinigen; darum laß mir diesen Brief

ich muß ihn täglich lesen, und auch damit das Andenken des Verewigten in meiner innern Welt mit Andacht feyern. Was glaubst du aber von seinem Seelenheil? Mir ist sehr wohl bekannt, daß seine Kirche lehrt, außer ihr sey für den Sterblichen kein Heil zu hoffen."

„Das lehret sie," entgegnete Ludmilla; „und weil unzählige ihrer Genossen im Laienstande und im Priesterrocke, unfähig, ihren hohen Geist durch den Glauben zu fassen, über den Buchstaben ihrer Lehre, eben so wie die Kinder der Genfer Kirche über ihren Lehrbegriff, spekuliren, und verständige Folgerungen daraus ableiten, so wollen sie Alles zu ihrer einzig wahren und allein seligmachenden Kirche bekehren, damit alle selig werden. Unter dem Widerstande der anders Denkenden erhitzt sich ihre Menschenliebe zum heißesten Eifer, der, in der Regel, mit feindseligen Leidenschaften im Bunde, bis zur unmenschlichen Wuth ausartet, wie dieß bey den Calvinisten vor hundert Jahren zu Genf mit Michael Servet, und neuerdings bey den Katholiken im Sevennerlande mit den Reformirten der Fall war, ohne daß die Schuld solcher Ausschweifungen meiner oder deiner Kirche zugerechnet werden könne. Der Geist der meinigen gebiethet überall nur Duldung und Liebe, und sie, die an der Seligkeit der sogenannten Ketzer nie verzweifelt, sie ganz der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes überläßt, und jährlich an dem Charfreytage sogar öffentlich und feyerlich für ihr Heil bethet, kann unmöglich billigen, wenn fanatische Priester, unkluge Regenten und unwissende Laien sie mit

Feuer und Schwert verfolgen. Dein Vater starb also, selbst nach dem Geiste meiner Kirche, für eine gerechte Sache, indem er, auf Rechte der Menschheit gestützt, die Verfolgten und Unterdrückten vertheidigte. Sein übriger Wandel war gottselig, weise, tugendhaft; sein Herz war im Glauben stark, und der Liebe voll; was kümmert es mich, ob er in seinem Verstande das Römische oder das Genfer Bekenntniß fest hielt? Ich kann mir ihn nicht anders, als selig, denken. Außer meiner Kirche ist nur für denjenigen auf Erden kein Heil, keine Sicherheit, welcher zu einem innern Frieden eines folgerichtigen, streng zusammenhängenden Lehrbegriffes, und zur Erweckung und Nahrung seiner Gottseligkeit symbolischer Sacramente unentbehrlich bedarf; was Gott in jener Welt über ihn, und über jeden, der jener Dinge nicht bedürftig ist, verfügen werde, darüber zu entscheiden, hat sie sich nie erfrechet.

Noch viel dergleichen über das Wesen des religiösen Glaubens und seine Unabhängigkeit von jedem kirchlichen Bekenntnisse, über das Leben mit dem Gemüthe in der ewigen Welt, und das Klügeln, Wissen und Träumen des Verstandes in der sinnlichen, über die Unauflöslichkeit des Bandes der Liebe zwischen den Sterblichen und Seligen, sprachen Ludmilla und Theresia, bis das Zeichen zum feyerlichen Todtenamte gegeben wurde. Jetzt hohlte sie Mathilde in die Gesellschaft des Grafen ab; allein sie bath inständigst, daß sie Ludmilla auf das Nonnenchor, welches über dem Hochaltare, dem Musikchor gegenüber war, mitnehmen möchte, weil sie

in ihrer gegenwärtigen Seelenstimmung niemanden sehen, und von niemanden gesehen werden wollte. Ihr Wunsch ward erfüllt, ihre Freundinn wies ihr einen bequemen Platz mit den Worten an: „hier kannst du die Musik hören und genießen, ohne die Noten, die Instrumente und die Tonkünstler zu sehen; gerade so, wie man das Heilige und Göttliche bloß mit dem Gemüthe anschauen und glauben soll, ohne mit dem Verstande darüber zu vernünfteln.“

Conti's Requiem hatten den Charakter des schauerlich Großen und Erhabnen. Der Künstler war von der Idee Gottes, als gerechten Richters der Geisterwelt und allmächtigen Wiederbringers aller Dinge, durchdrungen, und wußte die dadurch in ihm erweckten Empfindungen des Schreckens im Introitus, der Ehrfurcht bey dem Offertorio, der Anbetung bey dem Sanctus, des schuldigen Bewußtseyns bey dem Agnus Dei, und der Hoffnung bey der Communion, mit ziemlich glücklicher Wirkung auszudrücken. Nur bey dem Sanctus glaubte Millinton eine Anbetung ohne alle Verklärung der Liebe, bey dem Agnus Dei ein völlig in Verzweiflung übergehendes Bewußtseyn der Schuld, und bey der Communion eine Hoffnung ohne Zuversicht der Erhörung wahrzunehmen, er legte daher seine Compositionen dieser Theile in die Messe ein, und rundete dadurch das Ganze zu einem vollkommen religiösen Kunstwerke ab. Das Sanctus war vierstimmig gesetzt und nur zwey Flöten, zwey Hautbois, zwey Fagotte und zwey Pauken begleiteten den feyerlichen, höchst melodischen Gesang. In das Ritornel nach dem letz-

Im Hosanna in Excelsis ließ er sämmtliche Instrumente einfallen, und ihr Spiel motivirte den Uebergang von der Anbethung zum Gefühle des schuldigen Bewußtseyns, durch die Empfindung des Erstaunens, welche in der andächtigen Seele entstehen muß, wenn sie von der Betrachtung der Majestät Gottes den Blick der Selbstbeschauung auf ihre Beschränktheit und Unwürdigkeit wendet. Dieß hatte Conti gänzlich außer Acht gelassen; Millinton versicherte sich dadurch zum voraus der Wirkung, welche er in dem darauf folgenden Agnus Dei erreichen wollte. Er ließ darin die Regungen des schuldbewußten Herzens in reumüthige Zerknirschung, und diese in das lebendigste Gefühl der wehmüthigen Sehnsucht übergehen. Unter der dritten Wiederholung des Agnus Dei, welche mit den Worten dona eis Requiem sempiternam endigt, schien es, als wollte sich alles Heilige und der ganze Himmel der Seligen in die Gefilde des Todes hinabsenken, und die ihrer Erlösung harrenden Bewohner derselben in sich aufnehmen. Wie nun die Communion mit den Worten Lux aeterna luceat eis etc. anfängt, so ließ er auch das beseligende Gefühl der Zuversicht, das lange ersehnte Licht Gottes endlich anzuschauen, in seiner ganzen Macht durch eine prächtige Fuge ausströmen; und die Bilder der Leiden und des Todes mußten in jedem beschauenden Gemüthe unter der begeisternden Vorempfindung eines ewigen Lebens gänzlich verschwinden.

Nach dem Requiem stellte sich Mathilde bey Theresia wieder ein, um sie zur Procession auf den

Kirchhof zu begleiten. Diese folgte ihr in vollkommenster Gemüthsruhe; denn in der eben verflossenen feyerlichen Stunde, hatte sich ihr ganzes Leben entschieden, so wenig auch jetzt noch davon in ihrem Bewußtseyn sich abspiegeln konnte. Ihr Geist war in die Betrachtung der Seligkeit ihres Vaters versenkt; nur unter dem himmlischen Sanctus, in welchem Gesang und Musik die überschwänkliche Wonne der beschauenden und anbethenden Liebe ausdrückten, erschien ihrer Seele Millinton's verklärtes Bild wieder, und von nun an ging ihr jedes Mahl, im Wachen und im Träumen, das Bild ihres Vaters in dieses über.

---

## Fünftes Kapitel.

„Wie gefiel dir der neue Künstler?" sprach auf der Rückreise Graf Bondy, der über Theresia's stille Ergebung herzlich erfreuet war.

„Gefallen?" antwortete diese, „das hatte ich nicht Zeit zu untersuchen. Mir geht es bey der Musik wie bey einem Blumenbeete; beyde sind für mich wunderbare Erscheinungen, aus beyden spricht mich eine zaubervolle Harmonie an, beyden kann ich mich nur hingeben und genießen, wobey ich alles Zergliedern vergesse. Jetzt weiß ich, daß seit gestern mein Geschmack in der Musik für immer eine entschiedene Richtung erhalten hat; und um ihr folgen zu können, bitte ich Sie, im Geiste meines seligen Vaters, um einen Lehrer, der mich im Wesen der Harmonie und im Generalbasse gründlich unterrichte. Könnten Sie den neuen Künstler, der das, was ich suche, ganz in seiner Macht zu haben scheint, dazu bewegen, so glaube ich, daß ich in kurzer Zeit recht viel lernen würde."

„Das ist nicht möglich, Kind!" entgegnete Bondy, „dieser Flüchtling soll, der Sage nach,

sehr reich seyn, und die Kunst nicht für Geld, sondern aus Liebe und für das Leben treiben; auch reist er dieser Tage noch nach Italien, um die Tonkunst in ihrer eigenthümlichen Heimath zu besuchen.

„Da bitte ich Sie inständigst," versetzte Theresia, „zum Troste meines Herzens mir wenigstens einen Clavierauszug aus seinem Dies irae und seinem Sanctus zu verschaffen; beydes soll in der Fuge meiner Kunstbestrebungen der Führer bleiben, mein Sinn und mein Gefühl wird nur sein treuer Gefährte seyn."

„Du hast noch keine Oper gesehn;" sprach Graf Boulainvilliers darein, „Ich will alles darauf verwetten, daß Cadmus und Hermione von Lully dich deinem Führer untreu macht, und deine musikalische Lebensfuge in ein freundliches Pastoral verwandelt."

„Sie können nicht wetten, Herr Graf," erwiederte sie, „und thäten Sie es, so wäre Ihre Wette verloren; denn einmahl werde ich nie eine Oper sehen, und dann darf ich auch nie vergessen, was mein Vater mir gesagt hat. „„Calvin,"" sprach er, „„verbannte die Musik aus seiner Kirche nur darum, weil die Katholiken ihr göttliches Wesen durch die Anwendung auf das Theater entheiliget hatten."" Mein Vater selbst betrachtete das Theater, als das Grab der himmlischen Kunst, welche von dem gottseligen Gemüthe nur für die Religion erzeugt worden war."

„Und doch," so meinte Boulainvilliers, „hätten wir wahrscheinlich noch keine Musik, wäre sie uns nicht von dem Theater der alten Helden überliefert worden."

„Sie mögen Recht haben;" antwortete Theresia, „Abbee Noiret sagte mir, daß die Schauspiele und Chöre der Alten ein vorzüglicher und wesentlicher Theil ihres Gottesdienstes waren; daher auch der Ernst und die Würde ihrer kraftvollen, bis zum Himmel hinanreichenden Tonleiter, von welcher in unserer heutigen Musik nur selten eine Sprosse wahrzunehmen ist. Bey uns hat sich alles umgebildet. Verzeihen Sie es meinem kindischen Eigensinne, der mich fürchten läßt, der Geist der Kunst sey wie Asträa von der Erde verschwunden, seitdem man ihre erhabenen Mysterien an das Theater verrathen hat. Wollen Sie mich von dieser Furcht befreyen, so helfen Sie mir zu dem Dies irae und zu dem Sanctus, worin ich diesen Geist in seiner ganzen Herrlichkeit erkannt zu haben glaube."

Graf Boulainvilliers versprach ihren Wunsch zu erfüllen, und reiste in dieser Absicht gleich am folgenden Tage nach Paris. Was er von Millinton verlangte, erhielt er ohne Schwierigkeit; allein ohne allen Erfolg blieb der Aufwand seiner Kunst, um die nähern Verhältnisse des räthselhaften Flüchtlings von ihm selbst zu erfahren; er blieb einsylbig, verschlossen und ausweichend. Nur über das Wesen und die Tendenz der Tonkunst sprach er mit einer Tiefe, Klarheit, Salbung und Begeisterung,

welche jeden andern Franzosen, als Boulainvilliers, den Jünger Spinoza's, in die schrecklichste Langweile würde versetzt haben. Vorzüglich beredt war er in dem Beweise des Satzes, daß ohne Andacht keine Kunst und ohne Gottseligkeit kein ächter Kunstsinn möglich sey, folglich der wahrhaft inspirirte Künstler immer mehr auf den Genuß, sein Göttliches vor Menschen auszusprechen, und von Menschen verstanden zu werden, Verzicht leisten müßte. Dieß, meinte er, möchte der Graf auch seinem jungen musikalischen Genie, für welches er den Clavierauszug empfangen hätte, mit allem möglichen Nachdrucke an das Herz legen und ihr lieber das Clavier verschliessen, wenn sich nicht eine unverkennbare Anlage zur Gottseligkeit in ihr zeigte: denn nur auf dem Grunde derselben könnte sie sich zu der festen und unentbehrlichen Gesinnung des wahren Künstlers erheben, welcher die in der Tonkunst geoffenbarten Geheimnisse des Unendlichen beschauen und feyern würde, wenn er auch ganz allein in der Welt wäre. Auf seine Empfehlung unterhandelte der Graf über den Unterricht bey Theresia mit Bertin, der ihn sogleich nach Fontenay begleitete.

Jedes Wort, welches Boulainvilliers von Millinton vernommen hatte, mußte er dem schwärmerischen Mädchen mehrmahls wiederholen, und unvermerkt wußte sie ihn selbst zur Nachahmung seines Tones, seines Accentes und seiner Modulation zu verleiten. Oefters rief sie aus: „eben dieß dachte mein Vater! Gerade so sprach auch der gottselige Mann!" und immer kam sie wieder auf Millinton zurück. Seine Lehren faßten tiefe Wurzeln in

ihrem Herzen. Das Dies irae und das Sanctus, von seiner eigenen Hand, war ihr ein Heiligthum; nie war sie dahin zu bringen, daß sie es irgend jemandem, der ihr vorspielen wollte, auflegte; mit seltener Kunst wußte sie jeder solcher Aufforderung auszuweichen, oder sie abzulehnen. Selbst den Meister Bertin gewann sie lieb, weil er von Millinton empfohlen war, und er erkannte bald in ihr die geistvollste und fleißigste seiner Schülerinnen.

Rameau hatte das wichtige System der Harmonie damahls noch nicht erfunden; ohne Kenntniß desselben mußte selbst die beste Anleitung zum Generalbasse schwankend bleiben. Theresia's geniereiche, bisweilen ungemein überraschende, Muthmaßungen, und Bertin's auffassender Sinn ersetzten den Mangel positiver Regeln über Modulation oder Harmonie. Für sich spielte und sang sie am liebsten Millinton's Meisterwerke; es war ihr einziges Geschäft, ihr Gottesdienst, wenn sie allein war. Durch die anhaltende Uebung, seinen Baß nachzuahmen, gewann ihre Stimme einen außerordentlichen Umfang und auch in den höhern Tönen eine angenehme Rundung. Bertin's Unterricht prüfte, verdeutlichte und verbesserte sie sich durch freyes Phantasiren, wozu sie aber das Thema stets aus Millinton's Arie, inter oves locum praesta, entlehnte.

Jetzt war der Tag zur Hochzeitfeyer des Grafen von Boulainvilliers mit Juliane erschienen. Bey aller Verständigkeit liebte doch Graf Bondy Formen und Ceremonien ganz ungemein.

Bey Erfindung und Anordnung derselben war er in seinem Elemente, und niemand, der ihn liebte, durfte ihn darin stören. Er nannte sie die musikalische Begleitung zu dem Recitativ des alltäglichen Lebens, das einschmeichelnde Sylbenmaß eines schönen Gedichtes, die glücklich getroffene Luft eines freundlichen Landschaftsgemähldes. Seiner Anordnung gemäß, sollte die Trauung in der Kirche vor Tagesanbruch, unter der im Missale vorgeschriebenen feyerlichen Messe, von seinem Hausfreunde Fenelon verrichtet werden. Um sechs Uhr des Morgens fuhren daher das Brautpaar, die Familie des Grafen, die Verwandten und andere Gäste in zwölf Wagen, unter dem Geläute sämmtlicher Glocken, zur Kirche. Neben jedem Wagen gingen sechs Fackelträger einher. Alle erschienen in höchster Pracht, nur die Braut und der Bräutigam mit ihren Brautführern und Brautjungfern zeichneten sich durch die niedlichste Einfachheit im Anzuge aus. Unter den Letztern war Theresia die Erste, und gewann dadurch den besten Platz, alles was vorging zu sehen und zu hören. Bey dem Eintritte in die Kirche ward die Gesellschaft mit einem schönen Choral aus den Worten:

> „Der Herr sende euch Hülfe aus dem Heiligthume und stärke euch aus Zion! Der Herr segne euch aus Zion, der Himmel und Erden gemacht hat! Halleluja Ps. 20, 3. 134, 3."

von Bertin gesetzt, und bloß von blasenden Instrumenten begleitet, empfangen. Nach der ritualmäßigen Einsegnung des Brautpaars, welche Abbee

enelon mit hohem priesterlichen Anstande voll-
acht hatte, begann die feyerliche Messe, zu welcher
ch Bondy's Wahl die Musik von Marcello
nommen wurde. Nach dem Pater noster wurden
: Verlobten nun an den Altar geführt, auf dessen
ersten Stufe sie zu den Füßen des Priesters nieder-
leten. Dieser sprach folgendes allgemeine, Kirchen-
bet über sie:

„Bezeige dich unserm Flehen gnädig, o Herr!
und stehe gütig deinen Einrichtungen bey, wel-
che du zur Fortpflanzung des menschlichen Ge-
schlechtes eingesetzt hast, damit das, was durch
deine Macht vereiniget wird, auch durch deine
Hülfe einig erhalten werde, durch unsern Herrn."

„Gott, der du durch die Kraft deiner All-
macht das Weltall aus nichts hervorgebracht,
und, nach der Anordnung des Ursprunges al-
ler Dinge, dem nach Gottes Bild geformten
Menschen in dem Weibe aus seinem Fleisch eine
unzertrennliche Gehülfin gegeben hast, um ihn
zu lehren, daß nie getrennt werden soll, was in
und durch die Einheit eingesetzt worden ist;
Gott, der du selbst die eheliche Verbindung zu
einem heiligen Geheimniß erhobst, indem du sie
zum Sinnbilde des Sacramentes zwischen Chri-
stus und der Kirche wähltest; Gott, durch den
das Weib mit dem Manne vereiniget, und die-
ses ganz besondere Bündniß mit jenem, über die
Strafe der Erbsünde und das Verderben der
Sündfluth erhabenen, Segen beglücket wird:

siehe gnädig auf diese Familie herab, welche, zu einer Ehe sich einigend, durch deinen Schutz befestiget zu werden verlanget. Lasse das Joch des Weibes ein Joch der Liebe und des Friedens seyn; sie bleibe ihrem Manne liebenswürdig wie Rahel, weise wie Rebeka, ausdauernd und ergeben wie Sarah. Nichts maße sich in ihren Handlungen der Urheber der Sünde an; unauflöslich umschlinge sie das Band der Treue und des Gesetzes, die Kraft der häuslichen Zucht unterstütze ihre Schwäche. Sie sey groß durch Sittsamkeit, ehrwürdig durch Schamhaftigkeit, erleuchtet durch die Lehre des Himmels. Sie sey fruchtbar an frommer Nachkommenschaft, bleibe gefällig und unschuldig, der Ruhe der Seligen und des himmlischen Reiches würdig. Lasse sie Beyde, o Gott! die Kinder ihrer Kinder bis in das dritte und vierte Geschlecht sehen, und ein frohes Alter erreichen, durch unsern Herrn Jesum Christum.*)

Gleich nach der Communion des Priesters empfingen auch die Verlobten das Abendmahl aus seinen Händen. Vor dem Schlusse der Messe und der Segnung des Volkes traten sie wieder an die Stufen des Altars, auf welchen die Brautführer und Brautjungfern den Schleyer, die Trauringe, die Kränze und eine weiße, mit purpurfarbigem Band eingefaßte Kopfbinde hinlegten. Nachdem der Priester diese Symbole geweihet, und

*) Missale Roman. Missa pro Sponso et Sponsa.

das Brautpaar noch einmahl sich gegenseitige Liebe, Treue und Beystand feyerlich angelobet hatten, bedeckte derselbe das Haupt Julianens mit dem Schleyer, legte ihre Rechte in die Rechte des Grafen, und beyde mit der seinigen fassend, sprach er folgendes:

„Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, und der Gott Jakobs sey mit euch! Er lasse die Fülle seines Segens sich über euch ergießen, damit ihr die Kinder ꝛc. und hernach in das ewige Leben aufgenommen werdet, durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi ꝛc.“ *)

Hierauf steckte er dem Bräutigam den Trauring an, und gab ihm den Ring der Braut in die Hand, den dieser zuerst ihrem Zeigefinger anfügend, unter Anleitung des Priesters sprach: „Mit diesem Ringe, Juliane, vermähle ich dich, und nehme dich zu meiner Gattin, im Nahmen des Vaters, der uns erschaffen,“ — den Ring an ihren Mittelfinger richtend: — „im Nahmen des Sohnes, der uns erlöset;“ — ihn ihrem vierten Finger ansteckend: — „im Nahmen des heiligen Geistes, der uns erleuchtet hat.“ — Unter dieser Handlung lagen beyde Hände des Priesters auf dem Haupte des Brautpaars; jetzt aber nahm derselbe die Kopfbinde von dem Altare, schlang sie um die rechte Hand der Vermählten und sprach: So vereinige ich euch denn nach euerm Willen für Zeit und Ewigkeit, ich bestätige, genehmige und segne die von euch geschlossene Ehe im Nahmen

*) Ebendaselbst.

des Vaters, 2c. Wachset in der Gnade und vermehret die Menschheit. Was Gott vereiniget hat, soll der Mensch nicht trennen; Amen." Endlich ergriff er die Kränze, schmückte mit dem einen den rechten Arm des Bräutigams, mit dem andern das Haupt der Braut unter den Worten: „So einige du, ewiger, gütiger Gott, ihre Gesinnungen, Neigungen und Wünsche zu einem unverwelklichen Kranze der Eintracht und der Liebe, damit sie durch deine Gnade auch der Krone der Unsterblichkeit theilhaftig werden! Wandelt wie Kinder Gottes, in Freudigkeit und Frieden."

Was bis hieher vorging und gesprochen wurde, war theils von der Kirche allgemein angeordnet, theils dem Pariser Sprengel eigenthümlich; es war für die ganze gläubige Gemeinde da: die besondere Anrede an die Neuvermählten blieb dem Geiste und der Freyheit des Priesters heimgestellt. Abbee Fenelon begann folgendermaßen:

„Das Sacrament ist vollendet, das ewige Band ist geknüpft, euere Ehe ist geschlossen, nicht durch die Macht der Kirche, welche durch die Zeitlichkeit begrenzt wird; nicht durch meine Hand, die nur ein leidendes Werkzeug war; sondern durch die weise Fügung des Allerhöchsten und durch euern gottseligen Willen. An euch ist es nun, ihre Heiligkeit zu vollenden, und ihre Ewigkeit darzustellen. Dieß heischet eure eigene Würde, dieß erwartet das ganze Menschengeschlecht, welches in dieser frommen Gemeinde Zeuge eurer Verbindung war, dieß for-

dert von euch das unermeßliche Reich der Geister, in welches ihr in einer höchst ehrwürdigen Form eingetreten seyd, indem ihr durch eure Vermählung das Getrennte verbunden, das Mannigfaltige in Einheit gesetzt, und das Vergängliche in das Unendliche übergetragen habt. Ihr werdet euch und der Allheit leisten, was ihr sollt, wenn ihr in keinem Augenblick eures eigenen Lebens vergesset, daß eure heutige Handlung und alle Folgen derselben, nicht euer Ziel, nicht die Wirkungen eures religiösen Willens, sondern lediglich das Symbol, der bloße Abglanz von beyden sind."

„Die Ehe wird nur von Geistern, nur durch Liebe, nur im Schooße des Unendlichen geschlossen. Sie ist unzertrennlich und ewig; dafür hat sie selbst ein Gott in der Menschheit erklärt. Geister kennen weder Männliches noch Weibliches, die Liebe umfaßt nur das Reinmenschliche, im Unendlichen verschwindet jeder Geschlechtsunterschied, und das All will nur das Eine. Hier habt ihr den Schlüssel zu den großen Mysterien der ewigen Welt; ihr könnet sie nur entweder mit andächtigem Gemüthe feyern, oder im Taumel der Sinnlichkeit entheiligen. Im erstern Falle werdet ihr in der Verklärung eures einigen Wesens das Universum in neuen Gestalten der Menschheit offenbaren; im letztern durch die Vermischung eures Zufälligen und Mannigfaltigen nur die hinfälligen Bilder der Sinnenwelt vermehren. Ihr wollet und ihr werdet das Erstere; denn in eurem Gemüthe lese ich, daß ihr den Schlüssel zu den Mysterien in Einheit des

Sinnes, in Harmonie des Geistes und Herzens, in Eintracht des Glaubens und der Liebe ergriffen habt. Der helle, heitere Tag der Ewigkeit ist euch aufgegangen; es ist der unvergängliche Morgen des göttlichen Lichtes, auf welchen kein Abend, keine Nacht mehr folgen kann. Wie das durch Gotteskraft einmahl in Bewegung gesetzte Weltall, so werdet auch ihr, durch eben diese Kraft belebt, in unwandelbarer Jugend euern Lauf fortsetzen; ihr werdet fortfahren, in euch nicht das Geschlecht, sondern die reine Menschheit zu beschauen, und euch als Geist, als Abglanz des Einen und des Alls zu lieben; ihr werdet als echte Ehegenossenschaft, das ist, als Geweihte des Universums, symbolisch schaffen, und alles Menschliche in und um euch heiligend vollenden.

„Die Kirche gebiethet mir, euch dazu zu ermahnen; ich habe es gethan, indem ich als Organ der in euch wohnenden Gottheit aussprach, was ihr selbst wolltet. Ich soll für euch beten; allein mein Gebet sey Freude und Dank dem Ewigen, daß in euch ist, was bey Millionen erst werden soll, und ohne Religion und Liebe nirgends werden kann. Gott ist die Liebe, und nur wer in der Liebe lebt, der ist in Gott und Gott lebt in ihm."

Fenelon wendete sich um, sprach das letzte Gebet der Messe, und segnete das Volk. Seine Worte:

„Die Ehe wird nur von Geistern, nur durch Liebe, nur im Schooße des Unendlichen geschlossen; — die Liebe

umfaßt nur das Reinmenschliche, im Unendlichen verschwindet jeder Geschlechtsunterschied."

gingen in der ganzen Fülle ihrer Bedeutung in Theresia's Wesen über, und nie fühlte sie ihren Sinn inniger, als wenn sie einsam Millinton's Dies irae sang oder über ein daraus entlehntes Thema phantasirte. Diese seligen Stunden der Weihe erschienen ihr jetzt häufiger, nachdem Juliane mit ihrem Gemahl von Fontenay weggezogen war. Ihr gegenwärtiges Leben war ein immerwährender Wechsel zwischen dem Musikalischen und Plastischen; in beydem offenbarte sich die schöpferische Kraft ihrer Phantasie durch die herrlichsten Erfindungen, und nach achtzehn Monathen war sie schon so weit, daß sie allerley kleine Arien, Motetten, Brietten, Coräle und Cantaten setzen konnte, wobey Bertin stets bemerken mußte, daß das liebende Gemüth und das religiöse Genie das Gengelband der Regeln zu zerreissen wisse, ohne seine Schöpfungen des Vorzuges der Korrectheit und Vollendung zu berauben. Auch Mathilde hatte ein ungewöhnliches Talent zur Musik; beyde Mädchen wetteiferten im Ausdrucke des Spiels und des Gesanges, wobey jedoch Theresia stets gewinnen mußte, weil sie in ihrer Seele, obgleich sich unbewußt, einen bestimmten Gegenstand hatte, aus welchem ihre dunkeln Empfindungen, als lebendige Gefühle, zurückstrahlten.

Das vortrefflichste Product ihres plastischen Kunstsinnes war ein Kopf Fenelon's, nach dem Leben ge-

zeichnet und in dem Momente gefaßt, als er die angeführten, ihr höchst merkwürdigen Worte sprach: jeder Strich wahr ein wahrer, sicher gegriffener Zug, jeder Zug bezeichnete einen Theil dieser Rede und stimmte zur vollendeten Darstellung des Geistes, der sich in derselben aussprechen wollte. Die Worte dienten dem Bilde statt der Aufschrift; und das vielsagende invenit, stand nicht leicht irgend wo mit so viel Recht und Wahrheit, wie unter dieser Zeichnung. Sie ward angefangen und in einem Feuer der Begeisterung ausgeführt, nachdem sie einmal unter dem Spiele des Millintonischen Sanctus die volle Schönheit und Macht des Heiligen in sich erschauet und empfunden hatte. Sorgfältig verbarg sie ihr Werk vor jedem Auge, bis sie es demjenigen geben könnte, dem es in ihrem Gemüthe geweihet war. Als Denkzeichen ihres Dankes sollte es Millinton aus ihrer Hand empfangen, wenn er ihr je wieder auf ihren Wegen begegnete.

Abbee Noiret hatte jetzt nichts weiter bey ihr zu thun, als über alles Lehrreiche, was sie in Bondi's freundschaftlichem Kreise hörte, mit ihr zu sprechen, und auserlesene Bücher mit ihr zu lesen. Die Bestimmung der Zeit und die Wahl der Schriften behielt sie sich vor; „denn die Kunst," sprach sie, „geht vor der Wissenschaft, wie das Leben vor dem Lernen, oder wie Gottesdienst vor Herrendienst." Dessen ungeachtet fand Noiret nie Ursache über die Sparsamkeit ihrer Aufforderungen zu klagen, oder ihre Wahl zu mißbilligen; er ehrte die Richtung ihres Geistes, welche sich ihm durch die letztere stets gleichförmig ankündigte. Derselben zufolge lasen sie nach und nach Lodovico Dolces und Aretino's romantische Hel-

dengedichte, Tasso's Rinaldo und befreytes Jerusalem, Bracciolini's erobertes Kreuz, Dante's divina comedia, Pierre le Moine's Wiedereroberung der heiligen Krone, Lorri's und Menu's Roman von der Rose, La Mothele Bayers Schriften und Pierre Charrons Buch von der Weisheit. Ueberall bemerkte Noiret in Theresia eine schnelle Fassungskraft, einen tief eindringenden Scharfsinn, und einen richtigen Geschmack. Oft hatte er dem Grafen von der Feinheit ihres Geistes und von der Vielseitigkeit ihrer Ansichten Stundenlang zu erzählen; denn sie selbst war in der Aeußerung ihrer Einsichten und ihrer Kenntnisse ungemein zurückhaltend und züchtig. Bondy und seine Hausfreunde begegneten ihr mit den unverkennbarsten Merkmahlen inniger Achtung, ohne je durch Lob und Bewunderung den lieblichen Schleyer ihrer Bescheidenheit zu zerreißen, und die Glorie ihres Verdienstes zu trüben.

Jetzt nahte der wichtige Tag heran, an dem sie das letzte Schreiben ihres Vaters entsiegeln sollte. Es enthielt das Räthsel ihres Lebens, unter welchem die Entscheidung ihres Schicksals verhüllet lag. Sie verlangte, diesen Tag einsam und ganz sich selbst überlassen zu feyern, und Bondy hatte keinen Grund ihr zu verweigern, was sie wünschte. Sie eröffnete den Brief und las folgendes:

„Villefort im Sevennergebirge
„den 4. October zwey Uhr des Morgens 1688."

„Die Gräuel des Fanatismus, welche dich mir einst entrissen haben, fordern mich jetzt für meine leidenden Brüder zum Kampfe auf. Er ist wahrschein-

der letzte meines Lebens. Eine geheime Ahndung sagt mir, daß ich fallen werde, damit die gute Sache der Gerechtigkeit und Freyheit siege. Ich kann mein Leben für keinen höhern und edlern Preis hingeben. Die frohe Ueberzeugung, du werdest unter der väterlichen Führung meines Freundes, Bondy, im Geiste deines Vaters, den Weg der Tugend und Gottseligkeit fortwandeln, begleitet mich heute auf dem Kampfplatz, und ich nehme sie mit mir, wenn es dem Allerhöchsten gefallen sollte, in die Gemeinde der Heiligen, wo meine Mutter, wo meine geliebte Julie ist, mich aufzunehmen. Als die Liebe mich mit ihr für die Ewigkeit verband, da weissagte mir und ihr der fromme Palantine, daß die Frucht unserer Liebe der Gottheit geheiliget seyn und bleiben würde. So lange ich an deiner Seite war, entschwand die Offenbarung des erleuchteten Sehers meiner Seele nie; nimm sie jetzt auf in die deinige, und halte sie als Leitstern deines Wandels fest."

„Seit meiner Trennung von dir und unsern Freunden fand ich im vertrauten Umgange mit zwey Geistern Trost und Licht. In einer Nacht, in der ich den wonnevollen Schmerz der Sehnsucht recht inniglich empfand, erschien mir Julie im Traum, und schlug zwey Bücher vor mir auf; das eine waren Plato's Schriften, das andere Malebranche's Abhandlungen über die Erforschung der Wahrheit und über die Sittenlehre. Von diesem Augenblicke an las ich in meinem Heiligthume zu Perroy nichts anders mehr; beyde empfehle ich auch dir zu Freunden und zu Führern deines Geistes: doch halte dich mehr

an

an das Unendliche ihrer Anschauungen, als an das Begrenzte ihrer Worte."

„Erwecket einst das Licht der Religion das Leben der Liebe in dir, so pflege es mit Ehrfurcht und Andacht; denn mit demselben hast du deine Unsterblichkeit angefangen. Nur das religiöse Gemüth ist der Liebe empfänglich; es liebt nur Ein Mahl und ewig. Möchte doch diese Wahrheit bey allen Variationen deines symbolischen Daseyns sich zum Thema dir darstellen!"

„Alltägliche Menschen sagen, einen Mann beglücken und Kinder gebären, sey die einzige und höchste Bestimmung des Weibes: das heißt eine einzelne Wirkung zur Ursache, eine zufällige Folge zum Grundprincip erheben. Es ist nicht wahr, denn der Geist des Weibes ist an sich von dem männlichen in nichts verschieden, nur seine zufällige Thätigkeit modificirt sich im männlichen Organismus anders, als im weiblichen; das Wesentliche aber und Unbedingte an sich, nicht die Modification desselben ist die Erkenntnißquelle der Bestimmung aller Dinge. Die Ehe, nach der allein du streben sollest, zielt und führt zu etwas Erhabnern und Heiligern, als zu dem Wohlbehagen des Mannes, zur Versorgung des Weibes, und zur Vermehrung des Menschengeschlechts. Der Genius der Religion und der Liebe leite dich so, daß du nie heirathest; und nie, am allerwenigsten von einem Katholiken, geheirathet werdest! Schließe nicht aus meinem Wunsche auf eine feindselige Gesinnung gegen die römische Kirche; ich verehre sie,

wie jede andere; aber ich sehe dein Unglück im Geiste voraus, wenn der, durch das gemeine Band einer Heirath mit dir verbundene, Katholitik in diesen bedrängten Zeiten zum Diener des Fanatismus, zum Werkzeuge der Unterdrückung sich hingeben müßte, oder für ein Ordensband verkaufen wollte. Dein Herz fühlt zart; du bedarfst keines Gesetzes von mir."

„Deine unbefangene Seele bürgt mir dafür, daß du deine Kirche, nicht nur getreu ihr anhangend, sondern auch das Heilige aller übrigen, besonders der römischen, die darin die reichste ist, dir aneignend, erbauen, und sie wenigstens in dir und in deinen Umgebungen von dem Verderben des Sectengeistes rein und frey erhalten werdest. Diese tröstlichen Aussichten, du, Julie, und die entheiligten Menschenrechte werden mir heute im Sturm und Drange vorschweben; ich kann nur siegend fallen. Sollte der König mein Verdienst für ein Verbrechen erklären, und es mit Einziehung deiner Herrschaft Lussan bestrafen, so verzeihe es ihm; du hast zu Seligny und Peeroy noch Raum und Mittel genug, um dich auf Erden als die Erbin meiner Gesinnungen zu bewähren. Das Licht des Unendlichen gehe dir nie unter, damit kein Schein der Sinnenwelt dich blende! dieß ist der Segen deiner verklärten Mutter und deines sterbenden

„Vaters Renee von Seligny."

## Sechstes Kapitel.

Am folgenden Tage des Morgens theilte sie das Schreiben dem Grafen mit, der auch sogleich das Mittel fand, ihr kindliches Vertrauen zu belohnen. Da er sich die Gelegenheit zu einem gesellschaftlichen Feste nicht leicht entreißen ließ, so hatte er dießmahl Theresia's Geburtsfeyer auf eben diesen Tag verlegt, und die Gäste mit besonderer Rücksicht auf sie gewählt. Kein Mensch war im Errathen, was seinen Lieben Freude brächte, sinnreicher, und in Herbeyschaffung desselben thätiger und glücklicher, als er. Seine Schwester hatte den Auftrag, ihre Freundinn, die, ihrer Religiosität wegen berühmte und verfolgte junge Wittwe Guyon, deren Bekanntschaft Theresia sehnlichst wünschte, mitzubringen. Fenelon und Palantine mußten es noch des Vormittags möglich machen, daß sie der menschenscheue Malebranche nach Fontenay begleitete. Dieß waren die Menschen, welche bey dieser, dem Mädchen ganz unerwarteten, Feyer mit Bondy's Familie den Kreis einer geistreichen Gesellschaft schlossen.

Kurz vor Tisch erschienen Sophie, Juliane, Mathilde und Bondy auf ihrem Zimmer mit

den Geschenken. Die erste brachte ihr eine vortreffliche Laute, weil sie sich lange nach einem Instrumente gesehnt hatte, auf welchem sie sich im Garten, im Park, im Walde, oder auf dem Wasser dem freyen Spiele ihrer Phantasie überlassen könnte. Die beygefügten Musikalien waren lauter Sätze von Bertin in Millinton's Geiste, ihrem entschiedenen Geschmacke für das Ernste und Feyerliche angemessen. Juliane erfreute sie mit den sämmtlichen musikalischen Werken des Bassani und Scarlati; Mathilde mit einer auserlesenen Sammlung von Ranunkeln- und Tulpenzwiebeln, von ihr selbst nach der Harmonie ihres Farbenspiels gewählt; dabey lagen eine, bis dahin noch nahmenlose Lilienhyacinthe, mit dem Nahmen Julie, und eine blaue Tuberose, mit dem Nahmen Renee, bezeichnet. Die Familie hatte gewettet, wessen Geschenk der geliebten Freundinn die vorzüglichste Freude machen würde, und schon glaubte Mathilde ihres Sieges gewiß zu seyn, als plötzlich das enthüllte Geschenk des Grafen Theresia nicht erfreuete, sondern zur unbeschreiblichen Seligkeit begeisterte. Es bestand aus Fleury's Abhandlung über den Plato, aus einer niedlichen Ausgabe sämmtlicher Schriften dieses Weisen von Ficinus übersetzt, aus der französischen Uebersetzung derselben von Grou, und aus Malebranche's Abhandlungen über die Erforschungen der Wahrheit und über die Sittenlehre. Vier Bothen hatten des Morgens nach Paris reiten, und daselbst alle Freunde des Grafen in Thätigkeit setzen müssen, um ihm diese Bücher zu verschaffen. Die Wette war entschieden. Vater, Schwester und Töchter entfern-

ı sich; denn es lag nicht in ihrer Art, die gegebe-
n Freuden durch allerley Phrasen und Redensarten
eich wieder zu ersticken, oder sich durch das Begaf-
ɪ des Freudigen dafür bezahlt zu machen.

Theresia ward zum Mahle gerufen, und wur-
entzückt über die Aufmerksamkeit des Grafen,
ɪ sie am runden Tische die Nahmen Guyon und
alebranche nennen hörte, die Personen wirk-
ɪ da sitzen sah, und in diesem herrlichen Genusse
rch kein profanes Gesicht gestöret wurde. Unmög-
ɪ konnte sie den Ausbruch ihres dankbaren Gefüh-
zurückhalten, sie sprang auf, faßte die Hand des
afen, drückte sie an ihr Herz und küßte sie; die
ränen in Augen sagten ihm, was sie empfand, und
war fein genug, nichts von allem zu bemerken,
er durch Worte zu entweihen.

Der Gegenstand der Unterredung konnte in die-
Gesellschaft kein anderer seyn, als das Univer-
m, die Religion, der Mensch, das Göttliche im
müthe, das ewige Werden der Menschheit, die un-
eßliche Tendenz der Kunst und das beschränkte Ge-
th der Wissenschaft. Dieß waren auch die Großen,
f deren Allmacht, Herrschaft, Fortschreiten, Er-
chtung, Vollendung, Glorie und Erkenntniß der
hsinnige Graf die Becher der Freude füllen und
ren ließ. Die schönsten Ideen und Ansichten spiel-
ı hier im Feyerkleide des Witzes; denn niemand
ır zugegen, der sie durch kaltes Bekritteln ver-
eucht, oder ihr freyes Spiel durch steifes Zerglie-
rn unterbrochen hätte. Den schwersten Stand das

bey hatte Abbee Noiret; nicht eine einzige Aeußerung der anwesenden Geister durfte seiner Aufmerksamkeit und seinem Gedächtnisse entwischen, weil er Theresia's vielfassenden Sinn, und ihr Bedürfniß, über Alles mit ihm zu sprechen, kannte. Zum Glücke war er in sich selbst so reich, daß er ihr von seinem Eigenthum in vollem Maße ersetzen konnte, was ihm etwa von Außen entgehen mochte.

Nach Tische nahmen sie die Herzogin von Beauvilliers, die Frau von Guyon und den Abee Fenelon in ihren engern Zirkel. Sophie veranstaltete ihn, damit die Frau von Guyon Gelegenheit gewänne, dem bey Hofe jetzt schon sehr geachteten Abbee eine vortheilhafte Meinung von sich beyzubringen. Alles was Theresia hier hörte, war ihr neu, und spannte ihre Aufmerksamkeit auf das Höchste. Was sie davon mit ihrem geraden Sinne in ihre empfängliche Seele übertragen konnte, theilte sie den andern Tag ihrem Lehrer in folgender Erzählung mit:

„Durch mancherley Fragen und Bemerkungen der Herzoginn," sprach sie, „ward die Frau von Guyon endlich dahin gebracht, ihre bisherigen Verhältnisse und Schicksale uns ausführlich zu erzählen. Die Schriften der heiligen Hildegarde, Catharina von Bologna, Angela von Foligni und Theresia, zu deren täglichen Lectüre sie von der frommen Mutter war angehalten worden, hatten frühzeitig ihr Herz von den Freuden der Welt abgezogen, und für die göttlichen Dinge eingenommen. Doch ehrte

sie den Willen ihres Vaters, der sie in ihrem acht-
zehnten Jahre an den Ritter Guyon verheirathete.
In ihrem drey und zwanzigsten Jahre, als Mutter
von drey Kindern, in Wittwenstand versetzt, weihete
sie sich ganz der Andacht, oder, wie sie es nannte, der
mystischen Gottseligkeit. Nach einigen Jah-
ren ward sie zu Paris dem Bischofe von Annecy
bekannt. Von ihrer Frömmigkeit und ihrem Eifer für
das Heil der Menschen erbauet, machte ihr dieser den
Vorschlag, die Aufsicht über die Nonnenanstalt, wel-
che er in seiner Residenz zur Unterweisung neubekehr-
ter Mädchen gestiftet hatte, zu übernehmen. Der
Antrag gefiel ihr, und sie glaubte dem Rufe Gottes
folgen zu müssen. Zu Annecy kündigte sie sich nun
den Nonnen und den neukatholischen Pflegebefohlnen
als Lehrerinn der Mystik an, worin sie an ihrem
Freunde, dem Barnabiten La Combe, einen thä-
tigen Gehülfen und Mitarbeiter fand. Vereinigt ar-
beiteten beyde in jenen Gegenden, das innere Reich
Gottes, — ich bediene mich ihrer eigenen Worte, —
zu gründen und auszubreiten; aber die Menschen wa-
ren nicht würdig, es in sich aufzunehmen. Selbst
der Bischof war dagegen eingenommen, und unter-
sagte dem Pater La Combe alle priesterliche Ver-
richtungen. Die Frau von Guyon verließ daher
seinen Kirchsprengel, und begab sich nach Turin,
und dann nach Grenoble, um überall unbefangene,
für das himmlische Licht der Mystik empfängliche Ge-
müther aufzusuchen. La Combe folgte ihr dahin
nach; als ihn aber auch der dortige Bischof aus der
Stadt verwies, gingen beyde nach Verceil, wo
die Verkündigung ihres Evangeli ums die Aufmerksam-

keit der Inquisition erregte, und ihre persönliche Sicherheit in Gefahr brachte. Sie kehrten heimlich nach Grenobel zurück, wo sie, ihr kurzes und leichtes Mittel, innerlich zu beten: er, eine Zergliederung des innerlichen Gebetes drucken ließ. Nun reisten beyde nach Paris, wo er im Kurzen zu dem Rufe eines erleuchteten Seelenführers gelangte, sie im Verborgenen treue Schüler und eifrige Anhänger der Mystik sammelte.

Durch ihre Schriften hatten sie ihren Feinden das Signal zu empfindlichern Angriffen und Verfolgungen aufgesteckt. La Combe ward vor drey Jahren von dem Pariser Erzbischof zur Verantwortung gezogen, und auf Befehl des Königs in die Bastille gesetzt, wo er seine Befreyung noch erwartet; dasselbe Schicksal traf auch die Frau von Guyon, welche jedoch vor zwey Jahren durch die Vermittelung der Frau von Maintenon wieder in Freyheit gesetzt wurde. Unter dem Schutze dieser mächtigen Frau, welche zur Mystik viel Anlage, aber wenig Zeit haben soll, lebt sie jetzt gewöhnlich zu Saint Cyr, wo man an dem innern Reiche Gottes mehr, als an den Freuden, welche die Jesuiten versprechen, und an der Buße, welche die Jansenisten predigen, Geschmack und Wohlgefallen zu finden scheint. Dieß verleitete die fromme Frau, daselbst eine Offenbarung der innerlichen Wege, und das Hohelied nach seinem mystischen Sinne herauszugeben, wodurch sie jedoch eben so sehr ihre Feinde unter den Männern, als ihre Anhängerinnen unter den Frauen vermehrt zu haben glaubte."

„Die Geistlichkeit will in ihrer Lehre nichts anders sehen, als ein zusammenhängendes Kunstsystem, zur völligen Gleichgültigkeit gegen Himmel und Hölle, gegen Tugend und Laster zu gelangen; und ihrer Meinung noch gründet es sich auf eine gänzliche Vergessenheit Jesu und seiner Geheimnisse, auf eine sträfliche Unthätigkeit und gottlose Ruhe."

„Von Fenelon aufgefordert, stellte uns die Frau von Guyon ihre ganze Mystik in einigen Sätzen dar; ich will es versuchen, ob ich sie Ihnen in ihrer Bestimmtheit und Ordnung wiederhohlen könne. „„Die Liebe,"" sagte sie, „„ist die Quelle und das Ziel, die Regel und die Vollendung alles Gesetzes, aller Pflichten und Tugendübungen. Die einzigen Mittel, zu dieser reinen und vollkommenen Liebe zu gelangen, sind das Gebet und die evangelische Selbstverläugnung.""

„„Das Gebet ist weder eine angenehme Empfindung, noch ein Zauber der erhitzten Einbildungskraft, noch auch eine trockene Spekulation, sondern ein allgewaltiger Drang der Seele zu ihrem Princip, dessen selbst die Einfältigsten fähig sind, den nichts aufhalten oder unterbrechen kann, und der sich mit allen Pflichten unsers sterblichen Zustandes vereinbaren läßt.""

„„Der Mensch muß sich durch wiederhohlte Versuche eines kräftigen Aufschwunges zu Gott erheben, um sich von den Gegenständen der Leidenschaften zu trennen, um die Gelegenheiten zu ihrer Erweckung

von sich zu entfernen, um sich zu sammeln, zusammen zu drängen; in seine geistige Natur zu versenken und sich dadurch allmählig zu dem einfachesten, einförmigsten und innigsten Leben in Gottes Gegenwart zu gewöhnen.'''

„„Indem sich der Geist auf diese Weise zur Gottheit erhebt, entlediget sich das Herz nicht nur der verderblichsten Neigungen, sondern auch der Regungen der feinsten Sinnlichkeit. Hieraus fließen sodann zwey ganz verschiedene Wirkungen der mystischen Weisheit.''

„„Anfänglich läutert Gott die Seele von unreinen Begierden durch das Gefühl einer himmlischen Freudigkeit. Von den zarten Empfindungen der entstehenden Liebe durchdrungen, übet sie sich mit edler und männlicher Standhaftigkeit in allen Bestrebungen einer thätigen Tugend; und von der Schönheit Gottes ergriffen, wird sie für die verführerischen Reitze der Sinnenlust unempfindlich.''

„„Hierauf erfolgt die zweyte Wirkung, in welcher Gott die Macht der betrügerischen Selbstliebe, nicht mehr durch Freuden, sondern durch Leiden in der Seele vernichten will. Von allen irdischen Gegenständen abgerissen, wird sie in der Einsamkeit ihres eigentlichen Seyns von ihm verlassen, damit sie ihre Blindheit, Ohnmacht und Leerheit erkenne. Er läßt sie mit Schrecken die Nichtswürdigkeit ihres Ich's, die Unreinigkeit ihrer Tugend, und den Frevel ihrer Anmaßungen göttlicher Rechte fühlen. Nichts

findet sie mehr in sich, was ihrer Liebe würdig wäre; und da sie nur mit Eckel und Verdruß ihr Innerstes beschauen kann, geht sie aus sich selbst heraus, um in der Liebe des einzig Liebenswürdigen zu ersterben.'''

,,,Nun verstummen alle Forderungen der Sinnlichkeit. Die Arbeiten und Spiele der Einbildungskraft hören auf, das trügliche Licht der Gedanken verschwindet, das Feuer der Leidenschaften erlischt, und die zu einem tiefen Schweigen gebrachte Seele betet im Geiste und in der Wahrheit denjenigen an, der über alle Worte und Begriffe erhaben ist. Doch schließt dieses Schweigen nichts anders aus, als das unnütze Nachdenken, das vermegene Untersuchen und die unfruchtbare Speculation, welche die Empfänglichkeit des Herzens nur beschränken, und seinen Frieden stören. In der reinsten Liebe gegen Gott glaubt die Seele alles, was er geoffenbaret, vollzieht sie alles, was er befohlen, hoffet sie alles, was er verheißen hat; denn diese gewaltige, das ganze Wesen des Menschen mit der Gottheit vereinigende Liebe erzeuget, belebt und vollendet in ihr alle menschlichen und göttlichen Tugenden.'''

„Jeden dieser Sätze belegte sie mit einigen Stellen aus ihren Schriften, oder aus den Büchern anderer Mystiker, wobey mir jedoch, ich weiß nicht warum, angst und bange wurde."

„Der Grund ihrer Angst oder ihres Mißfallens," erwiederte Noiret, „liegt in dem Gefühle

der Unschicklichkeit, welche ein Weib begeht, wenn es lehret, zitirt, oder auf berühmte Männer sich beruft. Sie werden gewiß nie zu dieser Albernheit, welche den deutschen Frauen ganz vorzüglich eigen ist, herabsinken. Was dünkt Ihnen nun von der Frau von Guyon?"

„Ich finde sie, außer ihrer Mystik, im höchsten Grade angenehm und liebenswürdig; das Schicksal der wahrlich Unschuldigen und Unschädlichen erweckt meine herzliche Theilnahme."

„Nicht diese, sondern Ihr Urtheil über das System der frommen Frau wünschte ich zu erfahren.

„Sollte dem Mädchen noch ein Urtheil erlaubt seyn, wo Fenelon, obgleich anders als ich erwartete, entschieden hat?"

„Lassen Sie uns erwägen, nicht wer, sondern was er sprach!"

„Fenelon fand alles, was die Frau von Guyon sagte und las, seines Beyfalles werth, und versicherte, daß selbst die heiligen und heller sehenden Seelenkenner nicht anders gedacht und gelehret hätten. Er stellte es als ein großes Uebel dar, daß die wenigsten ihrer Leser oder Richter die kühnen Bilder, die kräftigen und lebendigen Ausdrücke, die seltsamen lyrischen Aufschwünge und Wendungen der beschauenden Seele; daß sie überhaupt die Sprache der göttlichen Begeisterung und der himmlischen Lie-

de nicht verständen. Sie vergessen, meinte er, oder wissen nicht, daß die von der Macht des Unendlichen erschütterte Seele unwiderstehlich gedrängt werde, ihr inneres Erbeben, ihre hohe Beseligung auch im Gegenscheine der Begriffe zu beschauen und in Worten abzubilden, wobey sie sich unmöglich an eine methodische Anordnung der Vorstellungen und Redensarten binden kann. Ihre Sprache muß ausschweifend und leidenschaftlich klingen; denn sie will das, was über alles Menschliche erhaben ist, aussprechen, um das Göttliche gleichsam zu vermenschlichen, und beydes zu einigen. Darum sollten auch diejenigen, die sie hören, sich in Ehrfurcht enthalten, die wunderbaren Ausbrüche der ewigen Liebe nach den steifen Formen der Schule zu beurtheilen, und streng dogmatisch darüber zu entscheiden. Manches, was er noch hinzusetzte, leuchtete mir klar und deutlich ein; vieles aber blieb mir völlig unverständlich; und ich hielt mich nicht für berechtigt, fragend oder widersprechend, in die Unterredung einzugreifen. Sonderbar ward mir zu Muthe, als sie von einer Fülle der Gnade sprach, von welcher sie bisweilen so gewaltig überströmt würde, daß sie den Augenblick ihrer körperlichen Auflösung nahe zu seyn glaubte. Sie erzählte, wie sie dieser Gewalt vor einer Zeit auf dem Landsitze der Herzogin von Chevreuse hätte unterliegen müssen. „Ich ging," sagte sie, „„in einem Strome der göttlichen Salbung unter; mein Geist wollte sich von den Fesseln des Körpers frey, in den Abgrund der Gottheit versenken, meine Lebenskraft war von der Wonne des Todes überwältigt. Die Herzoginn bemühte sich, mir das Kleid

aufzuschnüren, allein bey all ihrer Behendigkeit zersprang dasselbe doch von zwey Seiten. Indessen ging die überfließende Gnade nicht verloren, sondern ergoß sich in die Anwesenden nach dem Verhältnisse ihrer Empfänglichkeit.'"' Fenelon schien dieß sonderbare Ereigniß zwar nicht bezweifeln, aber auch eben so wenig für etwas Uebernatürliches und Heiliges anerkennen zu wollen; nur was er der guten Frau dagegen zu bemerken gab, und fest zu halten rieth, überstieg meine Fassungskraft.

„Wie, und was er auch gesprochen haben mag," entgegnete Noiret, „seine Rede kann nichts anders, als eine heilsame Warnung vor Selbsttäuschung und Sinnenbetrug enthalten haben. Niemand ist dergleichen Verirrungen mehr ausgesetzt, als fromme Menschen, welche so wie Frau von Guyon bey einem einseitig und mangelhaft entwickelten Gemüthe, den Lehrbegriff ihrer Kirche als einen buchstäblichen und vollständigen Ausspruch aller religiösen Anschauungen festhalten, und doch, etwas Höheres ahndend, sich zugleich den Schwärmereyen ihrer übermächtigen Phantasie ganz überlassen. Die nothwendige Dreyeinigkeit ihres Wesens ist noch nicht gegründet, oder sie ist zerrüttet. Sie sehnen sich nach etwas Heiligerm, als ihnen die Kirche darbiethet; aber der Spiegel, durch welchen es ihnen im wahren Lichte erscheinen könnte, ist dicht mit Rauch und Dampf überzogen; die Vernunft ist in ihnen zum Frohndienste der Phantasie und des Gefühls herabgewürdigt. Die freye Thätigkeit derselben stets erstickend, schwanken sie, blind und un-

gewiß, zwischen der Kirche und dem Himmel; nirgends finden sie einen festen und sichern Standpunct; jene ist ihnen zu eng, zu kalt, zu dunkel, dieser steht ihnen zu hoch, und nur unter der Zucht der Vernunft und in Einigkeit mit ihr, kann ihn die Phantasie erreichen. Sie wähnen, im reinen Aether der Mystik zu schweben, und werden nur im schwülen Dunstkreise des Fanatismus, an abentheuerlichen Wolkengestalten und blendenden Lufterscheinungen sich ergetzend, herumgetrieben; sie sind Fanatiker, nicht Mystiker. Was diese als ewige und göttliche Ideen betrachten und in sich aufnehmen, ersetzen sich jene durch ein erbärmliches Bilderspiel; was den Letztern in die Wirklichkeit einer klaren, allumfassenden Anschauung übergehet, bleibt den Erstern nur täuschender Traum; und was in den einen sich zu dem geistigsten Gefühle emporschwingt und verklärt, vermag sich in den andern nie über die Grenzen der sinnlichen Empfindung zu erheben. So mag es auch bey den heiligen Nonnen, Hildegarde, Catharina, Angela und Theresia gewesen seyn; und dieß ist gewiß der Fall bey ihrer Schülerinn, der Frau von Guyon. Jeder Gegenstand wird durch das vertraute Leben mit ihm für den einseitig entwickelten Menschen endlich so ansteckend, daß seine beschränkte und lückenvolle Individualität sich nur durch Annehmung der fremden, ihm verwandt gewordenen erweitern und ergänzen kann. Von Jugend auf mit den Schriften jener gottseligen Nonnen beschäftigt, mag es der guten Frau gerade so, wie einem Laien in der Heilkunde bey der ununterbrochenen Lectüre medicinischer Bücher ergangen seyn. Wie

dieser, im ängstlichen Verlangen nach der Fortdauer eines gesunden Lebens, alle Krankheiten, deren Anzeigen und Aeußerungen er liest, in sich wahrzunehmen glaubt, so wachte auch sie, in unruhiger Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott, über jede Regung in ihrem Innersten, lauernd und forschend, ob sie nicht bald in eben denselben oder in ähnlichen Erscheinungen, innern Stimmen, Gesichtern, Zuständen und Verzuckungen die Bürgschaft ihrer Heiligung und Vergöttlichung erlangen würde. *Anschauung ohne Gestalt, Tiefe ohne Raum, Klarheit ohne Schein, Ruhe ohne Zwang, und Wärme ohne Reiz, sind die Merkmahle, durch welche die echte Mystik sich ankündiget; und ihr Himmel ist nirgend anders wo, als in jener Einheit der Vernunft, der Phantasie und des Gefühls, durch welche die Entwickelung des Gemüthes vollendet wird.* Die Einwirkungen des Universums und die Salbung des Göttlichen haben mit den Triebfedern und Verrichtungen des sinnlichen Lebens nichts zu thun; nur der *Fanatismus, stets der Sohn einer erhitzten Einbildungskraft, tändelt mit Bildern, sieht das Unsichtbare, verkörpert das Geistige, begrenzt das Unendliche, trennet das Eine, und verzehret sich selbst im thörichten Streben, das Ungleichartigste zu vereinigen.*"

„Auch *Fenelon*," erwiederte sie, „ging bey seinen Belehrungen von dem wichtigen Unterschiede

zwi-

zwischen Mystik und Fanatismus aus, und was er sagte, fand ich durch das, was ich öfters schon selbst gedacht hatte, bestätiget. Unter andern behauptete er: alles Mystische sey durchaus unverständlich, mithin auch für den Verstand gar nicht vorhanden, wer es aussprechen oder niederschreiben wollte, sollte, des verständigen Volkes wegen, immer zugleich bemerken, daß er von dem vollen Leben seines Geistes im Unendlichen nur die schwächesten Regungen und auch diese nur durch äußerst mangelhafte Zeichen, äußern könne. Wer daher ein mystisches Buch läse, und nicht weit mehr, als er geschrieben sieht, in seinem eigenen Wesen fände und beschauete, der hätte frevelnd seine Hand nach einer Frucht ausgestreckt, die für ihn nicht geschaffen war. Nicht die Mystik, sondern die Profanität seiner Naturtrüge, dann die Schuld, wenn er des Todes der Gottlosigkeit, von welchem er noch nie erstanden wäre, sich deutlicher bewußt würde. Da fiel mir die Ermahnung meines Vaters ein, daß auch ich im Malebranche und Plato mehr an das Unermeßliche ihrer Anschauungen, als an das Begrenzte ihrer Worte mich halten sollte. Zu gleicher Zeit fuhr mir, wie ein Blitz, der Gedanke durch die Seele, daß sich die Mystik wohl nirgends deutlicher, als durch Natur und Kunst in ihrem Wesen offenbaren dürfte. Wer von den Blumen, dacht' ich, nichts weiter

kennt, als die Fasern ihrer Wurzeln, ihre Sauggefäße, ihren Nahrungsstoff, ihren Blüthenstaub, und was dergleichen fühl- und sichtbare Dinge sind, dem ahndet noch nicht das Geringste von dem Geiste, der in ihren mannigfaltigen Formen sich abbildet, der versteht die heilige Kunde nicht, welche sich in ihrem süßen Duft und anmuthigen Farbenspiele dem feiner Fühlenden enthüllet. Man lebt noch nicht mit Guido Reni's heiliger Familie befreundet, wenn man in seinem Gemählde die Richtigkeit der Zeichnung, den Ton des Kolorits, die Schönheit der Formen und die Kraft des Ausdruckes vollständig aufzufassen, und gründlich zu beurtheilen versteht: es waltet in dem Bilde noch ein Leben des Himmels, welches in Worten unaussprechlich, nur für den mit Andacht beschauenden Kunstsinn vorhanden ist. Auch in der edelsten aller Künste, in der Musik, wehet und erklinget durch die Harmonie der Töne etwas Größeres und Erhabneres, als die Sprache der Empfindungen und Gefühle in ihren mancherley Abstufungen; dieß ist gleichsam nur ihr Körper; der Geist, der sie beseelet, ist der Wiederklang der ewigen Harmonie aus einer höhern Welt, nur demjenigen hörbar und verständlich, der in jeder Regung seines Lebens nur das Zeugniß seiner göttlichen Abkunft vernimmt. Er läßt sich in keine Accorde fassen, mit keinen Noten bezeichnen, nicht mit Worten beschreiben, nicht in Regeln bahnen; gerade so wie Fenelon von der religiösen Mystik sagte. Er sprach mir aus der Seele, als er bemerkte, daß die Mystik weder gelehret, noch erlernet werden könne; denn ich wüßte wahrlich nicht, wo und wie ich beginnen sollte, wenn selbst die Freundinn meines Herzens in

der Mystik der Blumen oder der Musik Unterricht von mir verlangte. Daraus folgerte er, daß die Mystik von aller Bekehrungssucht unendlich weit entfernet, und eine mystische Secte völlig undenkbar sey. Nur der Fanatismus, mit sich selbst in unauflöslichem Widerstreite, könnte seiner Meinung nach mit der Proselytensucht sich vermählen, und Secten stiften."

„Sollte Ihnen wirklich," so fragte Noiret, „auch diese Behauptung Fenelon's als Wahrheit einleuchten?"

„So bestimmt und klar," antwortete Theresia, „als ich überzeugt bin, daß auch das Mystische der Natur oder der Kunst nie der Gegenstand einer Schule oder Akademie werden kann. Eben darum nehme ich zugleich unbedingt an, was er hinzusetzte, daß mystische Bücher, nicht in der Absicht zu lehren, sondern, nur im Drange des Bedürfnisses seine innere Welt sich selbst zur Anschauung darzustellen, geschrieben werden, und nur demjenigen faßlich und genießbar sind, welcher die höchste Weihe der Religion, — ich füge noch hinzu: oder der Kunst, — in seinem Gemüthe bereits empfangen hat."

„Dann können Sie auch in der Frau von Guyon nur eine verblendete Dienerin des Fanatismus bemitleiden, keine erleuchtete Priesterin der Mystik verehren; denn sie sammelte für ihr System Anhänger, und will durch Bücher lehren, was in ihr selbst nur aus Büchern sich gebildet hat; nicht durch

die freye Thätigkeit ihres Gemüthes, ohne irgend ne äußere Einwirkung, entstanden ist."

„Es ziemt mir nicht, Ihnen zu verhehlen, von der mir achtungswerthen Frau gerade dieß meine Ansicht sey, ob ich es gleich nie wagen möchte, als ein Urtheil, vor irgend jemand Andern äußern."

## Siebentes Capitel.

Diese Unterredung hob in Noiret jede Bedenklichkeit auf, Theresia's starkem Hange zu einer ...lesumfassenden Mystik freyen Lauf zu las...; er selbst betrachtete in einer Welt, voll tiefer ...) unbegreiflicher Geheimnisse, die Dinge am lieb... aus ihrem mystischen Gesichtspuncte. Seine ...tgenossen, überall nur an der Materie des todten ... tödtenden Buchstabens klebend, hielten auch ...alebranche's Abhandlungen über die ...rforschung der Wahrheit, und über die ...ttenlehre für nichts weiter, als für ein neu... System der Weltweisheit, an welchem die ...hule, nach Lust, den speculirenden Verstand in ...en kühnen Anmaßungen üben und den Spielraum ...s frechen Witzes erweitern möchte. Noiret ...nte sich von dem Geiste dieser Schriften nicht mehr ...nen, sobald er in Malebranche's Unter...ltungen über Metaphysik und Reli...on den festen Schlußstein des Ganzen gefunden ...te. Seiner Ansicht nach, offenbarte sich durch ...selbe die über alles Schulwesen erhabene Philo...phie mit einer Macht und Klarheit, wie es seit ...aton's und Plotinus Zeiten nicht wieder

geschehen war. Seine Ueberzeugung, daß die Weltweisheit so ganz verschiedene Philosophie, eben so wenig, als die Religion und die Kunst, ihr Heiligstes und Höchstes anders, als mystisch kund machen könne, ging bald auf Theresie über; und hiermit war ihr Geist den Lichtstrahlen aufgeschlossen, welche ihn aus Platon's und Malebranche's großer Ideenwelt verklären sollten.

Sie faßte sie mit kindlichem Verlangen und innigster Andacht auf; denn durch die Weisung ihres sterbenden Vaters war ihr die Quelle derselben noch besonders geheiliget. Uns liegt hier weniger daran, die Reinigkeit oder Ungleichartigkeit ihres Lichtstoffes zu erwägen, als vielmehr das Eigenthümliche, welches sich unter ihren Einwirkungen in Theresie entwickelte, zu betrachten. Bey der Richtung und dem Gange ihrer Bildung mußte in ihr auch der früh erwachte Wunsch, die Auflösung der Räthsel ihres Ursprunges und Seyns, ihrer Bestimmung und ihres Verhältnisses zur Welt zu finden, in Sehnsucht übergehen; um so schneller hellte sich ihr Innerstes auf, als sie nach dem Lesen gedachter Schriften das eigentliche, wahre, geistige Leben in Ideen von dem Scheinleben, in Vorstellungen, Begriffen und Bildern bestimmt unterschied. Eben dadurch ward ihr auch klar, daß der Geist alle Dinge außer sich nur vermittelst der Ideen erkennen könne; und dieß leitete sie nach und nach zur Einsicht, daß dieselben allein das Wirkliche, das Geistige, daß sie der Gegensatz der durch sie dargestellten Dinge seyn. Unmöglich konnte ihrer angestrengten Aufmerksamkeit

in den Wirkungen ihres Gemüthes entgehen, daß demselben auch bey der bestimmtesten Anschauung Einer Idee zugleich eine Unendlichkeit von Ideen dunkel vorschwebe; daß folglich auch unendlich mehr in der Seele erscheine, vorgehe, und da sey, als selbst das stärkste Bewußtseyn wahrnehmen, und der scharfsinnigste Verstand in Begriffe zusammenfassen könnte. Bald fand sie den Schlüssel zur intellectuellen Welt in der Ur- oder Grund-Idee des menschlichen Geistes, in der Idee des Unendlichen, von welcher alle übrigen Ideen der Dinge, selbst die des Endlichen, nur einzelne Wiederscheine wären.

Daraus folgerte sie weiter: wenn der Geist das Wesen und das Daseyn der Dinge, weder in ihnen, noch in sich selbst, sondern lediglich durch Ideen, und diese wieder nur durch die allgemeine Idee des Unendlichen erkennen könnte, so müßte das Unendliche das einzig Selbstständige und Wirkliche seyn, welches, ihrer Ansicht nach, Malebranche Gott nannte. Woher sodann dem menschlichen Geiste die Idee desselben, so fragte sie forschend, ohne welche er überall nichts erkennen würde? Anerschaffen möchte sie ihm eben so wenig seyn, als er sie sich selbst bilden könnte; gegen das Eine spräche die wechselnde Klarheit der Idee, gegen das Andere die Beschränktheit seines Wesens; und doch wäre sie unzertrennlich von seinem Seyn. Die Auflösung dieses Problems nahm sie unbedingt von Malebranche an; seinen Satz: „Gott ist das All, weil er allein das Unendliche, Wirkliche und Selbstständige, weil er nichts Besonderes und Individuelles ist; nur in ihm, und durch die

unauflösliche Vereinigung mit ihm erkennet der menschliche Geist alle Dinge, in so fern sie sich durch Ideen in ihm darstellen," ließ sie für sich als unbedingte Wahrheit gelten, und vergeistigte ihn nach ihrer Art.

Zum festen Glauben ward ihr demnach: nur durch die Vereinigung des Unendlichen mit dem Geiste des Menschen wären ihm die Ideen aller Dinge ohne Unterlaß gegenwärtig, ob sie gleich nur allmählig und einzeln in das durch Zeit und Raum begrenzte Bewußtseyn eintreten könnten. Alle besondern Ideen von den Dingen wären nichts anders, als Einschränkungen oder Abschnitte seiner Grund-Idee von dem Unendlichen überhaupt, und alle Richtungen seines Willens zu den Dingen außer sich nur einzelne Bestimmungen seiner wesentlichen Richtung zu Gott.

Je tiefer sie mit diesem Glauben in die intellectuelle Welt des menschlichen Geistes eindrang, desto unbegreiflicher ward sie sich in ihrem eigenen Wesen. Sie fand im Unendlichen die Ideen aller Dinge, nur sich selbst nicht; und lange sträubte sie sich gegen die eben so einfache als tiefe Bemerkung Malebranche's, daß der Geist sich selbst nicht in der Idee des Unendlichen, sondern bloß durch das innere Bewußtseyn wahrnehmen und beschauen könnte. Allein die Ueberzeugung von der unvollständigen Erkenntniß der Anlagen und Kräfte ihres Geistes, welche sich nie über ihr Bewußtseyn hinaus erstreckte, drang ihr endlich auch jene Bemerkung als Wahrheit auf. Sie schloß daraus: wenn der Geist nicht in Gott, son-

dern, nur durch den Spiegel des Bewußtseyns sich selbst zu erkennen vermag, so ist Gott auch unser eigentliches Ich; dasjenige begrenzte Ding hingegen, welches sich im Bewußtseyn von uns abbildet, unser Nicht-ich. Hiermit nahm sie es als ausgemacht an, daß wir in Gott sind; durch das Bewußtseyn aber nur den Gegenschein von unserm wahren Ich und Seyn gewahr werden, welcher, in Vergleichung mit unserm Ich in Gott, fast in ein Nichts sich verliert, weil sich immer nur der kleinste und unbedeutendste Theil unsers Wesens im Bewußtseyn spiegeln kann.

Die öftere Beschauung der so entdeckten Quelle aller wahren Erkenntniß leitete sie allmählig auch zu einer eigenthümlichen Ansicht von dem Ursprunge alles Irrthumes und aller Sünde. Die unwandelbare, nur jetzt mehr, jetzt weniger, klare Gegenwart des Unendlichen, so glaubte sie, wirke stärker auf den Geist, als die Erscheinung des Endlichen; und kein Augenblick sey denkbar, in welchem er sich der Idee des Ersteren ganz entledigen könne. Selbst wenn er mit der stärksten Besonnenheit das Einzelne und Besondere denkt, und so von allen andern Dingen sich gleichsam isolirt, nähere er sich nur dem Unendlichen in Einem Puncte, ohne daß ihm alle übrigen völlig verschwinden könnten. Auch sie nehme er wahr, nur, bey seiner Beschränktheit und ihrer grenzenlosen Mannigfaltigkeit, undeutlich und verworren. Nie würde ihn daher die Idee, welche die Beschauung und die Einwirkung des Unendlichen aus Einem Puncte in ihm erzeugt, an und durch sich selbst betrügen. Nur die Willkühr, mit der wir mehr der Sinnlichkeit und

dem Verstande als der Anschauung des Gemüthes folgten, verkörpere in uns die Idee des Unendlichen, und mache sie zur Mutter unzähliger Täuschungen.

Auch war ihr nicht entgangen, wie geneigt der Mensch sey, zu glauben, daß Dinge gar nicht da seyen, von welchen ihm noch keine Idee erschienen wäre. Durch ihre Selbstbeobachtungen war ihr klar geworden, daß seine Urtheile von den Dingen sich gewöhnlich weiter erstreckten, als seine Ansichten davon reichten; und er im Ganzen beurtheilen wollte, was er nur einseitig beschauet hätte; daß folglich in den meisten Fällen sein Urtheil irrig sey, und er sich selbst betrüge, indem er wähnte, daß die von ihm aufgefaßten Seiten des Gegenstandes gar nicht vorhanden, oder wenigstens von der Einen ihm bekannten nicht verschieden wären. Noch weit trüglicher meinte sie, wären seine Urtheile von den mannigfaltigen Beziehungen, in welchen die kleinsten wie die größten Dinge zu einander ständen. Sie wären unendlich, und nur ein unendlicher Geist erkenne sie in seinem eigenen Wesen; kühn entschiede dagegen der endliche, das über seine Fassungskraft Erhabne sey überall nicht da, und so trüge er selbst in der Vergessenheit seiner Grenzen die Schuld seines Irrthumes. Eben darum wäre auch jeder Irrthum sündhaft und sträflich; denn in jedem Innewerden durch das Bewußtseyn kündigte sich zugleich die Beschränktheit des menschlichen Geistes deutlich an. Vernähme man die Kunde in Demuth, hielte man sie in der Liebe zur Wahrheit fest, so würde man seltener irren, und weniger sündigen.

Das Seyn und die Wahrheit war ihr Eins. Nichts ist, so dachte sie, als das Wahre, und nichts ist wahr, als die ewige Ordnung in den wirklichen Beziehungen der Dinge, wie sie im Universo bestimmt ist, und in der Idee des Unendlichen sich darstellt. In der reinen Anschauung derselben kann der Mensch nie irren; nur wenn er sie aus dem Himmel des Gemüthes in das irdische Gebieth des Verstandes herabziehen, daselbst in Begriffe zerlegen, und das scheinbar Einzelne als das wirkliche Eine und Unbedingte geltend machen will, empöret er sich irrend gegen die Wahrheit. Jeder Irrthum spricht also eine Verkehrung der ewigen Ordnung aus; und wer von ihm zum Handeln sich bestimmen läßt, geräth in Zwietracht mit sich selbst und sündigt.

Bey diesen Einsichten gewann sie das Wesen der Tugend auch nur in derjenigen Form lieb, in welcher sie dasselbe durch Malebranche's Geist geoffenbaret fand. Mit Wohlgefallen beschaute sie es in der, den ganzen Menschen beherrschenden Liebe zur unwandelbaren und ewigen Ordnung des Weltalls. Sie zog daraus den Schluß: da die Ideen des Seyns, der Wahrheit und der Ordnung nichts anders bezeichnen, als die wirklichen und nothwendigen Beziehungen der Größe und Vollkommenheit, in welchen das Universum zur Gottheit steht, und zur Anschauung sich darstellt, so lebte der Glückliche, der in allen Dingen sogleich jene Beziehung inne würde, mit der Gottheit in derselben, obgleich minder vollständigen, Erkenntniß; und in dem Verhältnisse, in welchem er nur nach ihnen seine Liebe ordnete, befolgte er mit dem

Unendlichen Ein und dasselbe Gesetz; die Uebereinstimmung des Geistes und des Willens zwischen ihm und der Gottheit würde immer genauer, und seine Vereinigung mit derselben, inniger. Was sie sodann mit diesem Erzeugnisse ihres dreyjährigen Fleißes in Platon's Schriften noch las, schien ihr bloß eine begleitende Musik zur Poesie ihrer Anschauungen und Ideen. Noiret nahm endlich auch Malebranche's Unterhaltungen über Metaphysik und Religion mit ihr vor; und das Richtigste, was sie daraus schöpfte, war die klare Einsicht, daß, trotz aller Anstrengung, sich dennoch nichts Eigenthümliches in ihr würde gemacht, daß sie nichts von allem, wovon sie jetzt sich durchdrungen fühlte, würde begriffen haben, wenn ihr die Sonne der Religion durch den lebendigsten Natur- und Kunstsinn ihre innere Welt nicht schon früher beleuchtet hätte.

Während sie nur in diesem Lichte lebte, und der Leitung ihres Sinnes folgte, war Graf Bondy und seine Familie ernstlich darauf bedacht, Gelegenheiten herbeyzuschaffen, welche die Erfüllung ihres scheinbaren Wunsches, nach einer ehelichen Verbindung zu häuslichen Verhältnissen, begünstigen konnte. Das Originelle ihres Betragens mußte jeden irre machen, der in der Deutung desselben bloß die Erwägung ihrer eingetretenen Mannbarkeit zu Hülfe nahm. Sie hatte öfters versichert, daß in dem Gemählde ihres bisherigen Lebens Juliane's feyerliche Trauung der lichteste Punct sey; daß sie damit nur Fenelon's Rede bezeichnen wollte, konnte niemand errathen. Boulainvilliers war be-

reits glücklicher Vater von zwey Kindern, und niemand zeichnete sich als Lobredner dieses Glückes mit mehr Begeisterung aus, als Theresia. Juliane hielt die Phantasie, — ein Geschenk von derselben, — in welcher sie das Wonnegefühl des Vaters bey dem Anblicke seines erstgebornen Ebenbildes mit unerklärbarem Zauber ausgesprochen hatte, für das vollendeteste Werk ihrer Kunst. Nie erschien sie unter Menschen heiterer und seliger, als am Weihnachtsabende bey Boulainvilliers zu Bondy, wo mit den Kindern des Grafen zugleich der ganzen Kinderschaft des Dorfes bescheret wurde. Ihre Handarbeit des Jahres hindurch bestand nur in der Anfertigung der Geschenke für diesen Abend; und mehrere Mahle erklärte sie, daß ihr die Freuden desselben um keinen Preis zu kostbar wären. Kinder waren ihre liebste Gesellschaft, die Spiele derselben ihre angenehmste Geisteserholung; man ward versucht, zu glauben, sie wünsche nichts sehnlicher, als selbst Mutter zu werden, weil man die ganze Fülle ihrer Kindlichkeit nicht kannte, weil man nicht wußte, daß ihr überall nur die Worte des göttlichen Kinderfreundes:

„Lasset die kleinen Kinder zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich, das euch nicht ehe zu Theil werden soll, als bis ihr werdet wie sie,“

in ihrer erhabensten Bedeutung vorschwebten. Ihre äußern Umgebungen mußten sich zu einem anmuthsvollen Bilde ihrer innern Harmonie vereinigen. Von

Herzen verabscheuete sie allen scheinbaren Schmuck und Flitterstaat; nichts Gekünsteltes, Zweckloses, Unechtes duldete sie um sich; mit Freyheit unterwarf sie sich dem Gesetze der Mode, und nicht der vornehmste Affentrieb, sondern ihr feines Gefühl des Angemessenen und ihr richtiger Geschmack bestimmten die Grenze ihres Gehorsams. In der Wahl des Putzes und der Stoffe, wie der Form der Kleidung, wußte sie die Einfachheit zu retten, und das schöne Ebenmaß ihres Körpers herauszuheben; und nie erschien sie in Gesellschaft anders, als vor sich selbst. Alle ihre Bewegungen und Geberden waren eben so musikalisch, wie ihr Sinn; nie fiel sie aus dem Tacte der feinsten Weiblichkeit; denn ohne Unterlaß ertönte durch ihre Seele der Hymnus des Lebens im Unendlichen. Da bey ihrer Bescheidenheit, außer Noiret, dieß niemand fassen und verstehen konnte, so nannte man sie nur in der Kunst zu gefallen die größte Meisterinn, und pries denjenigen glücklich, den sie einst durch die Hingebung ihres Herzens zum Seligsten der Sterblichen erheben würde.

Es ist eine alte Wahrheit, daß der Geist sich seinen Körper bildet; allein bey Theresia hatte diese Arbeit schon die Natur für ihn übernommen. Ihre kleine niedliche Gestalt, ihr regelmäßiger und zarter Wuchs machte auch allgemein bewunderten Schönheiten die Aufmerksamkeit fühlender Kenner streitig. Sie war mehr reizend, als schön; für das Letztere war in ihren Zügen zu viel Ausdruck, obgleich durch ihn die weibliche Grazie nur unterstützt, nicht

gestört wurde. Die für sie sorgen wollten, verkannten das Feuer, das in ihrem großen schwarzen Auge brannte, und nur die Macht einer heiligen Liebe aus seinen Flammen hervorblitzen ließ. Zu hoch für die Meisten stand das Ziel der Sehnsucht, die von ihrem lieblich geformtem Munde, auch ohne Worte, rührend sprach. Die Rosen und Lilien ihrer Wangen hatten ihre Blüthen aus einer Welt, welche ihre Bewunderer selbst dann noch nicht zu finden wußten, wenn sie mitten im Jubel der geselligen Freude den schmachtenden Blick zu ihr erhob, und die Erscheinungen derselben mit einem himmlischen Lächeln begrüßte. Kinder belohnten ihre Liebkosungen oft mit der Benennung einer Heiligen, bisweilen ward sie von ihnen auch Maria genannt, und dankbar fühlte sie das geheimnißvolle Lob von den Lippen der Unmündigen: aber Männer und Frauen von Stande sahen gewöhnlich nichts weiter in ihr, als das Mädchen voll Anmuth, oder die liebenswürdigste Schwärmerinn, der man, je eher je lieber, zu einem würdigen Manne verhelfen müßte.

Mit jedem Tage wurden jetzt Bondy' Hausfreunde für diesen Zweck thätiger, und bald ward Fontenay ein so bedeutender Ort, daß kein verdienstvoller Fremder, Franzose oder Ausländer, der sich einige Zeit in Paris aufhielt, ihn unbesucht lassen durfte. Vertraute und Verwandte, die um Theresia's geheime Verhältnisse wußten, führten nur reformirte Kirchengenossen ein. Bondy verehrte die Gastfreundschaft, als die Lieblingstochter der Humanität, seine menschenfreundliche Familie unter-

stützte ihn im Dienste derselben, er war reich genug an Glück und an Geist, um der Mensch aller Menschen zu seyn; und Theresia wußte die Pflichten der feinern Geselligkeit sich selbst in Freuden zu verwandeln, und durch ihren freyen, reinen und aufgeweckten Sinn eine ganze Gesellschaft in die behaglichste Stimmung zu versetzen.

In eben dieser Zeit ward Mathilde mit dem Parlaments-Präsidenten von Lavardin vermählt; die Hochzeit wurde zu Paris begangen, die Feyer dauerte durch vierzehn Tage. Zum ersten Mahle erschien hier Theresia in den ausgedehntern Kreisen der großen Welt, und jedermann glaubte, sie wäre in einer noch größern gebildet worden; so natürlich, so zwanglos wußte sie mit den sie umgebenden Menschengestalten zu spielen, ohne den künstlich versteckten Werth der Individuen zu übersehen, oder den ihrigen durch eine gezierte Bürgerlichkeit an den Tag zu legen. Sie war allenthalben und jeden Augenblick nur das, was sie seyn konnte, oder seyn sollte; nirgends empfand sie Langeweile, weil sie überall keine machte. Freundlich nahm sie alles hin, was ihr dargebothen wurde, und mit dem ganzen Zauber ihrer Holdseligkeit gab sie aus sich jedem, so viel er empfangen und fassen konnte. Sie gefiel allgemein, ohne den Neid oder die Eifersucht ihrer eitlern Schwestern zu erfahren; denn nichts vermochte ihre Geistesgegenwart bis zur Lichtung des Schleyers ihrer Bescheidenheit zu zerstreuen. Ihr Ueberfluß an Glücksgütern war jedermann bekannt; ihren Reichthum an Geistesschätzen glaubten die Meisten schon auf's Wort.

Die

Die Wenigen, welche die Kunst besaßen, sich von dem Letztern auch zu überzeugen, bewarben sich um ihre Gunst; allein jeden Antrag, welcher eine nähere Verbindung mit ihr zum Zwecke hatte, wies sie mit den bestimmtesten Erklärungen zurück.

Unbegreiflich war dieser Eigensinn dem Grafen und seinen Freunden; einige der Letztern meinten sogar, in Zeiten, wo das Heyrathstiften das große Geschäft des Hofes und der Jesuiten geworden wäre, sollte ein Mädchen von Geist und Herz die Vortheile einer freyen Wahl zu rechter Zeit noch benutzen. Auf solche Ermahnungen hatte Theresia keine andere Antwort, als ein treuherziges Lächeln, oder einen witzigen Einfall. Ernstlicher forderte sie einst Juliane zur Rechenschaft von ihrem sonderbaren Betragen auf. „Dir," sprach sie, „darf ich wohl nicht erst beweisen, daß die weibliche Seele nur in der innigsten Vereinigung mit dem männlichen Geiste sich vollständig entwickeln, und der erhabene Charakter der Menschheit erst durch die Mutterwürde in ihr vollendet werden können."

„Unmöglich konntest du vergessen," erwiederte Theresia, „was der ehrwürdige Fenelon in der feyerlichsten Stunde deines Lebens dir und unserm ganzen Geschlechte gesagt hat; und in meiner Seele wird den Nachdruck seiner Worte nichts in der Welt schwächen. Ich muß sie dir zu meiner Rechtfertigung wiederholen. „„Die Ehe,"" „sprach er," „„wird nur von Geistern, nur durch Liebe, nur im Schooße des Unendlichen geschlossen."" „Dir sey es

überlassen, in wiefern du mich für fähig hältst, den vollen Sinn derselben zu durchschauen; ihn verfehlen läßt mich das Testament meines Vaters nicht. Einhellig mit dem großen Manne schrieb er kurz vor seinem Tode: „‚Die Ehe, nach der allein du streben sollest, zielt und führt zu etwas Erhabnerm und Heiligerm, als zu dem Wohlbehagen des Mannes, zur Versorgung des Weibes, und zur Vermehrung des Menschengeschlechtes.‘“ „Führe mich hin zu dem von Ewigkeit her mit mir verwandten Geiste, oder zeige mir an, wo ich ihn suchen soll; und ich werde ihn lieben, werde nach der unauflöslichen und ewigen Ehe mit ihm streben. Unter denen, die bisher sich mir genähert haben, war er nicht zu finden.“ Juliane verstand sie ganz und verehrte ihre Gesinnung.

Seit Mathilde's Vermählung lebte Bondy mit seiner kleinen Hausgenossenschaft den Winter über in Paris. Schon früher hatte Theresia bisweilen das Ernste und Feyerliche des katholischen Cultus zur Fastenzeit rühmen gehört; jetzt äußerte sie den Wunsch, demselben so oft als möglich beyzuwohnen, und Bondy's treue kirchliche Gesinnung erfüllte ihn im vollen Maße. In der ganzen Stadt wurde dieser Gottesdienst nirgends mit mehr Aufwand, Anstand und Würde, als in dem Profeßhause der Jesuiten, in Gegenwart des ganzens Hofes, gefeyert. Dreymahl in der Woche predigte daselbst Bourdalone unter einem Zulauf, und mit einem Beyfalle, wie er seitdem keinem Prediger seines Ordens wieder zu Theil geworden war. An diesem Manne lernte Theresia die ganze Macht der religiösen Begeisterung

kennen, ihn sehen und hören war ihr unbeschreiblicher Lebensgenuß. An den übrigen drey Tagen wurden in derselben Kirche verschiedene Oratorien aufgeführt, wobey sowohl einheimische als auswärtige Künstler in der Composition und in der Ausführung wetteiferten. Hier schwebte Theresia in süßer Vergessenheit alles Irdischen und ihrer selbst. Alle Schätze, welche Religiosität und Kunst in reichlicherm Maße ausspenden konnten, wurden gewöhnlich auf den Charfreytag verspart. Die geistlichen Redner ließen an diesem Tage den ganzen Reichthum und Nachdruck ihrer Beredtsamkeit ausströmen; und nur die größten und berühmtesten Künstler konnten an demselben Gelegenheit finden, die Lorbeern ihres Ruhmes zu vermehren. Theresia harrte dieses herrlichen Tages mit einer Sehnsucht, dergleichen sie noch nie empfunden hatte. Bourdalone feyerte in seiner Rede den Triumph der Menschheit über den Tod der Sünde durch das Opfer Jesu; es war zugleich die Siegesfeyer seiner Kunst; denn lange schon war er von der Kanzel verschwunden und noch saß alles schweigend und unbeweglich, in heilige Betrachtungen versenkt. Selbst in den blos Neugierigen mußte der profane Sinn dem mächtig erweckten religiösen Gefühle auf einige Augenblicke unterliegen. Nach der Predigt wurde ein neues Miserere von einem fremden Künstler aufgeführt. Schon durch die Ouvertüre wurde Theresia im Innersten erschüttert, ein mächtiger, ihr befreundeter Geist wehete sie, durch die vollen Accorde derselben, aus einer höhern Welt an. Sie war in Verlangen, Wehmuth und Andacht zerflossen, als der eindringende Gesang der Verse:

„Schaffe in mir, Gott ein reines Herz, und erneuere den geraden Sinn im Innersten meiner Seele. Verwirf mich nicht von deinem Angesichte, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir. Gib mir die Zuversicht deines Heils zurück, und stärke mich mit dem Geiste der Freudigkeit.“ Ps. 51, v. 12—14.

gleich der schaffenden Stimme Gottes sich ihres ganzen Wesens bemächtigte, und in ihrer Seele Alles erneuernd und ordnend, die ewige Harmonie der Religion und Liebe vollendete.

In dem Satze der Musik hatte ihr Millinton's Geist seine Gegenwart angekündigt, und der gewaltige Gesang war von seinen Lippen erschollen.

# Theresia,

oder

# Mysterien des Lebens und der Liebe.

---

## Zweytes Buch.

## Erstes Capitel.

Millinton hatte den Psalm zu Rom während des ihm äusserst verhaßten Carnevals componirt, und am Aschermittwoche in der päpstlichen Kapelle zum ersten Mahle öffentlich aufgeführt. Es war das Werk der Begeisterung, zu welcher ihn eine vertraute Unterredung mit Innocentius XII. über den achten Vers dieses Psalms:

„Siehe, du hast Lust an der Wahrheit, die im Verborgenen liegt; du offenbarest mir deine geheime Weisheit."

erhoben hatte. Schon früher war er diesem, eines bessern Zeitalters würdigen Papste durch sein vortreffliches Salve Regina, und hernach durch seine majestätische Messe für das Frohnleichnamsfest bekannt geworden. Seit der Zeit war ihm an bestimmten Tagen freyer Zutritt in das päpstliche Cabinet gewährt, und der ehrwürdige Greis, in der Entdeckung und Würdigung des echten Verdienstes geübt, gewann ihn in seiner reinen Seele väterlich lieb. Jetzt wollte er ihn unter beträchtlichen Vortheilen als päpstlichen

Kapellmeister in Rom festhalten; allein der Neid des mittelmäßigen, aber bey den römischen Frauen ungemein beliebten Musikers Chicrini, und die unablässigen Nachstellungen der schönen Sängerin Sofonisba, die ihn mit ihrer Liebe verfolgte, machten ihm den längern Aufenthalt daselbst unerträglich. Er nahm von dem Papste Abschied, der ihn, ausser dem apostolischen Segen, mit einem Christuskopfe und einer Madonna von Raphael zum ewigen Andenken beschenkte. Mit diesen ihm theuern Schätzen verließ er Italien und kehrte nach Paris zurück, wo er von dem Würdigsten des Cardinal-Collegiums, Casanata, dem Abbee Fenelon und dem Pater Bourdaloue wichtige Papiere, die Sache des flüchtigen Königs von England betreffend, zu überreichen hatte.

Bourdaloue war ein erleuchtetes Mitglied der Gesellschaft Jesu; aber nichts weniger als ein Jesuit im gewöhnlichen Sinne; diese würden ihn verfolgt und unterdrückt haben, hätte ihn nicht sein wohlerworbener, über alle kleinliche Ränke der Bosheit erhabener Rang in der erstern unverletzlich gemacht. Sie durften es nicht einmahl wagen, den Mann von Paris wegzusenden, zu dessen Predigten, selbst wenn er ohne alle Vorbereitung aus seinem Herzen zu den Herzen der Gläubigen sprechen wollte, die Großen vom frühesten Morgen an durch ihre Bedienten die Plätze in der Kirche für sich in Besitz nehmen und aufbewahren ließen. Seine gedruckten Reden sind bloß ein schwacher Schattenriß seines Geistes; vollständig umfassen und darstellen konnte

sich nur er selbst im lebendigen Vortrage. Die klugen Väter, die das Steuerruder führten, sahen in ihm nicht nur eine Zierde, sondern auch eine Stütze des Ordens. Wenige seiner Brüder waren mit dem Verderben desselben so genau, so anschaulich bekannt, wie er; weil er es aber mehr in den nothwendigen Zeitverhältnissen, als in den zufälligen Erscheinungen zu fassen verstand, so bürgte seinen Vorgesetzten die, ihnen gar nicht verborgene, Allseitigkeit seiner Ansicht dafür, daß er dem Orden nur nützlich, nie schädlich werden könne. Thätig beschützten sie ihn daher gegen alle Ränke des Neides und der Eifersucht auf seinem wichtigen Platze, von welchem ihn nur der Tod abrufen sollte, weil sein Geist auf demselben nicht wieder zu ersetzen war.

Millinton fühlte es bey Fenelon und Bourdaloue, daß er vor echt religiösen, mithin, seiner Meinung nach, auch kunstsinnigen Männern stand; beyden empfahl ihn nicht nur das Vertrauen, womit er von dem Cardinal Casanata war beehret worden, sondern auch die Gediegenheit seines Geistes und Charakters, welche sich in einigen Unterhaltungen mit ihm ihrem Blicke enthüllet hatte. Seine besondern persönlichen Verhältnisse blieben auch ihnen, wie allen andern Menschen ein Geheimniß. Er selbst kündigte sich überall nur als einen reisenden Kunstfreund an, und als solcher konnte er, von einer gründlichen Gelehrsamkeit unterstützt, jedermanns Aufmerksamkeit so ganz beschäftigen, daß, ihm gegenüber, der gemeinen Neugier keine Zeit übrig blieb, auf die polizeilichen Fragen, wer er sey, wo-

von er lebe, und was er treibe, zu verfallen. Er hatte vom Glücke nichts zu wünschen, und fühlte keinen Beruf, sich durch staatsbürgerliche Auszeichnungen in der Welt geltend zu machen. Sein Staat war das Menschengeschlecht; und er begnügte sich damit, die Ehrenzeichen der hohen Würde, die er in demselben sich erworben hatte, in seinem Herzen vor jeder Entweihung zu bewahren. Er suchte und floh die Menschen nicht, doch behaglich war es ihm nur in der Einsamkeit. Aus eigenem Triebe näherte er sich niemanden, als dem anerkannt Achtungswürdigen; unfähig die Gesetze der Wohlanständigkeit zu verletzen, opferte er der Convenienz auch nicht das Geringste von seiner Eigenthümlichkeit. Die Kunst verehrte und liebte er um ihrer selbst, nicht um des Ruhmes willen; er behandelte sie als das Heiligste der sichtbaren Menschheit mit religiöser Gesinnung, und nur an geheiligter Stätte ließ er sich jederzeit bereitwillig finden, als ihr Geweihter ihre Glorie zu verherrlichen. Gern gewährte er daher auch dem frommen Bourdaloue die Bitte, am Charfreytage durch die Aufführung seines Miserere ꝛc. die Wirkung zu verstärken, welche die erwachende Macht des gottseligen Sinnes durch seine Predigt in den Zuhörern hervorbringen dürfte.

Schwerlich war für diese Absicht des geistreichen Predigers unter den Anwesenden jemand empfänglicher, als Theresia. Bestimmter, klarer und inniger, als jeder Andere, mußte sie die wunderbare Vereinigung des religiösen Gefühls mit dem Kunstsinne in sich empfinden und erkennen, obgleich die geheime

Kraft, wodurch dieselbe sich in ihr geschlossen hätte, in ihrem Bewußtseyn noch im Dunkel lag. Nicht als hätte sie in ihrem unbefleckten Herzen vor dem ahnenden Gewissen das Selbstgeständniß der Liebe scheuen müssen, sondern weil sie im hohen Aufschwunge ihres Gemüthes zu dem Unendlichen und unter dem Wonnegefühl seiner Einwirkungen unfähig war, etwas Besonderes, Individuelles oder Persönliches in sich wahrzunehmen, konnte sie auch jene Kraft sogleich nicht inne werden. Freylich machte bald, bey der harmonischen Thätigkeit ihres Geistes, das Entzücken der Besonnenheit, und das Anschauen der Reflexion Platz: allein, was sich auch dadurch in ihrem Bewußtseyn aufklären konnte, in ihrer Unschuld und Unbefangenheit bezog sie alles nur auf die Formen oder Wirkungen der Kunst, und auf den Geist des Künstlers, nicht auf den Mann Millinton. Darum war auch der einzige Gedanke: der große Meister ist wieder da, völlig hinreichend, jede Regung der Unruhe gleich in ihrem Entstehen zu dämpfen, und an irgend einen Kampf gegen die aufgereizte Sinnlichkeit war bey der Stärke und Tiefe ihres Gemüthes nicht zu denken. Nur der Widerspruch, in den sie endlich mit sich selbst gerieth, hatte ihr das Geheimniß ihres Herzens entschleyern können; aber gerade durch die Reflexion gewann er Zeit, unter eben diesem Schleyer sich ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen. Das allgemeine Gerücht bestätigte ihr die Wahrheiten jenes Gedankens; sie wünschte sehnlichst, den Einzigen überall zu hören, ihn zu sehen, zu sprechen, und mit ihm in nähere Verbindung gesetzt zu werden; doch nicht um in ihre Liebe wahrnehmen zu lassen

und seine Gegenliebe sich zu erwerben, sondern um in das innere Heiligthum der Kunst von ihm eingeführt zu werden. Die Reflexion über seinen Satz und seinen Gesang ließ sie bemerken, wie wenig sie noch in den Geist der Kunst eingedrungen sey; und darunter verlor sie ihre Ansicht von demselben, nach welcher sie sonst geglaubt hatte, daß ihn kein Unterricht offenbaren, keine Einwirkung von Aussen mittheilen könnte.

Nicht einmahl in der Scheu, ihre Sehnsucht nach seiner nähern Bekanntschaft irgend jemandem zu entdecken, errieth sie die Macht, welche ihre Herrschaft immer mehr in ihr erweiterte; denn stärker noch war ihre Furcht, durch Offenbarung zu entheiligen, was sie für heilig achtete. Selbst Millinto's Nahmen hörte sie nur dann von fremden Lippen ohne Mißfallen, wenn sich ihr damit zugleich eine Aussicht eröffnete, auf was immer für eine Weise mit ihm in Beziehung zu kommen. So war sie ungemein erfreuet über die Nachricht ihres ehmahligen Zeichenmeisters, daß er in dem reisenden Kunstfreunde einen der erfindungsreichesten und korrektesten Zeichner bewundert hätte. Sie fing von neuem an, sich auch in dieser Kunst zu üben, und war selig in dem Vorgefühl der Freude, in Millinton irgend einmahl den gefälligen Empfänger ihres Fenelons zu finden. Ein ander Mahl erzählte ihr der Zeichenmeister, er habe bey dem genievollen Sonderling den Christus und die Madonna von Raphael, ein kostbares Geschenk von dem Papste, gesehen und angebetet. Sogleich sann sie auf allerley Mittel und Wege, wodurch sie zu

diesen Gemählden gelangen konnte, um sie als Studien für sich abzuzeichnen; eigentlich aber, um an den Copien den Besitzer der Originale sich zu vergegenwärtigen. Keinen derselben wollte sie einschlagen; sie that es nicht, wie sie glaubte, aus weiblicher Bescheidenheit: allein, sie unterließ es nur, weil keiner ihr die Aussicht eröffnete, die Bilder unmittelbar aus seiner Hand zu empfangen. In Gesellschaften hatte sie gehört, daß der fremde Künstler vom Pater Bourdalone sehr geachtet, und sogar eines nähern Umganges mit ihm gewürdigt würde, so wenig man übrigens auch wüßte, ob er der Römischen oder Englischen Kirche zugethan wäre: denn da es jetzt in Paris gefährlich war, anders als katholisch zu heißen, nahm sich auch jeder Mensch von Lebensart in Acht, den Andern durch die Frage, wes Glaubens er sey, in Verlegenheit zu setzen. Noch weit weniger konnte Theresia auf dieselbe gerathen, sie schloß aus der Kunde nur, daß Millinton nun gewiß auch jedes Fest der Jesuiten im Profeßhause durch seine Kunst für Bourdalone und auch für sie zu einer Feyer der Religion erheben würde: und sie wußte in der Familie des Grafen die kirchliche Gesinnung so geschickt zu erwecken, zu leiten und zu benutzen, daß an jedem festlichen Tage nur zur Jesuiten Kirche gefahren wurde.

So hörte sie am Frohnleichnamsfeste seine erhabne Messe, und bey der Procession seinen Hymnus, Pange Lingua etc.; am Mariahimmelfahrtstage sein Herz ergreifendes Salve Regina etc. und bey der Allerseelenfeyer zum zweyten Mahle sein Dies irae etc.

und sein Requiem. Jedesmahl zerfloß sie in Wonne; und wenn sie hernach in besonnenern Augenblicken der Quelle ihrer überschwänklichen Freude nachspürte, so glaubte sie auch jedesmahl dieselbe in ihrem gottseligen Sinne und in ihrer Liebe zur Kunst, bisweilen auch in der richtigen Vorhersehung des ihr bevorstehenden hohen Genusses gefunden zu haben.

Bey dem allen aber kam sie dem Geliebten um nichts näher. In den Gesellschaften, mit welchen die Familie des Grafen in Verbindung stand, hatte man es mehrmahls vergeblich versucht, seiner habhaft zu werden, und von seinem Geiste und Talente für die gesellige Unterhaltung Vortheile zu ziehen. Noch immer hoffte sie, Graf Boulainvilliers, welcher die Musik liebte und selbst die Flöte mit ziemlicher Fertigkeit und Feinheit blies, würde doch einmahl den berühmten Mann an sich ziehen, und ihn auf seinen Landsitz nach Bondy einladen, wo sich dann, ihrer Meinung nach, in der Unterhaltung mit ihm ihr Kunstsinn mehr, als unter allen Messen und Hymnen von seiner Composition, entwickeln und erheben würde. Allein auch diese Hoffnung verschwand, als sie zu ihrem Herzeleid erfuhr, auf welche Art Millinton sich bey Gelegenheit der letzten Hoffeyerlichkeiten die Ungnade der Frau von Maintenon zugezogen hätte. Er sollte auf ihren Befehl an der Aufführung einer Cantate, womit sie die Zurückkunft des Königs von der Armee feyern wollte, Theil nehmen und die nur seinem seltenen Basse angemessenen Portien singen. Mit Stolz verweigerte er, was sie im Traume ihrer Allmacht gefordert hatte. „Sa-

gen Sie ihr," so sprach er zu dem königlichen Musikdirector Charpentier, der an ihn abgeordnet war „meine Kunst sey und bleibe, von jedem profanen Gebrauche unbefleckt, der Religion geheiligt; aber gern stehe ich ihr zu Gebothe, wollte sie in ihrer Abtey zu Saint Cyr eine Messe, wäre es auch nur ein weibliches Requiem, ohne Gloria, ohne Credo und ohne Segen *), aufführen lassen." Sein Eigensinn ward allgemein getadelt; vielen behagte seine beißende Anspielung auf die Regierung der allvermögenden Frau; die Meisten waren froh, daß sie sich nie in nähere Verhältnisse mit ihm eingelassen hätten. Theresia sah in der ganzen Begebenheit nichts weiter, als daß sich Millinton nunmehr auch aller Theilnahme an Privatgesellschaften enthalten müßte.

---

*) Requiem, heißt eigentlich Ruhe; die sogenannte Missa de Requiem unterscheidet sich von einer andern Messe auch dadurch, daß in ihr kein Gloria, (Ehre) kein Credo (Glaube) und kein Segen vorkommt.

## Zweytes Capitel.

Jetzt nahte der siebzigste Geburtstag des Grafen Bondy heran. Seine Kinder beschlossen ihn auf eine besonders feyerliche Art zu Fontenay zu begehen. Boulainvilliers dichtete dazu ein liebliches Pastorale, welches von Bertin, der dem Hause noch immer ergeben war, in Musik gesetzt wurde. Auch Theresia wollte zu dieser, ihrem dankbaren Herzen höchst ehrwürdigen Feyer das Ihrige beytragen; sie kannte kein würdigeres Organ ihrer Gesinnungen und Gefühle, als die Kunst. An einigen schönen Abenden schuf sie die Melodien und Harmonien, die ihre Empfindungen aussprechen sollten; sie nannte es eine Cantate, und fügte sodann auch einen einfachen Text hinzu. Es war keine Cantate, wenn man auf das Abwechselnde und Kunstgerechte sieht, welches diese Gattung erfordert, aber die Musik erklang in den wunderbarsten Modulationen, Tönen, Figuren und Fortschreitungen, die aus der innersten Tiefe der Kunst und des Herzens geflossen waren, indeß die Worte, der Abend des Weisen, überschrieben, sich nur um Eine Idee zu drehen schienen. Bertin erhielt den Auftrag, für die, sowohl zum Pastorale als zur Cantate nöthigen, Tonkünstler

zu

zu sorgen, und er erfüllte ihn zu jedermanns Zufriedenheit.

Der festliche Tag erschien, die Feyer seines Abends begann, und nach Boulainvilliers Anordnung machte Theresia's Cantate den Anfang. Bey der Ouverture war Bertin noch nicht da; allein er war darauf bedacht gewesen, daß im Nothfalle ein anderer Künstler die Baßstimme, welche er sich vorbehalten, und auch in den Proben mitgesungen hatte, übernähme. Der Text des ersten vierstimmigen Satzes war aus 1. Mos.

„Aus Abend und Morgen ward der Tag, und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsterniß, und Gott sah, daß es gut war; C. 1. v. 5, 18.

genommen, und choralmäßig gesetzt. Das Recitativ des Tenores schilderte unter einfacher Instrumentalbegleitung den Abend, an dem die Sterne heraufziehen, die Blumen ihre Kelche öffnen, und die Erscheinungen der Erde ein mystisches Dunkel bedeckt. Alle Bilder waren theils aus der Natur, theils aus dem heitern und erheiternden Leben eines von Religion und Weisheit erleuchteten Greises entlehnt. Bey den Worten:

In Sehnsucht, Dank und Liebe,
Sind alle Herzen aufgelöst;

ging es in eine Psalmodie über, der die einfachen Worte untergelegt waren:

Dann bricht in höhern Regionen
Ein ewiger Morgen an:

worauf stark und unter Posaunen-Begleitung abermahls das erste Choral einfiel.

Nun folgte die Baß-Arie, mit welcher das Duett, welches Theresia mit Mathilde singen wollte, in Verbindung stand. Diesen Augenblick trat Bertin mit einem ansehnlichen Fremden in das Orchester. Letzterer nahm das Blatt und nach einer kunstvollen Declamation des Recitativs

Ein Engel streuet die Blumen,
Die Blumen werden Sterne;
Und Sterne, Blumen, Engel,
Zerrinnen selig
In unser aller Sonne Gluth;

sang er unter Begleitung von zwey Flöten und zwey Fagotte die Arie:

Nun waltet frey die Liebe,
Entfesselt sind die Triebe,
Entbunden ist die Zeit.
Entkleidet von dem Scheine,
Lebt nur das All und Eine,
Im Licht der Ewigkeit;
Wohl mir! ich walle,
Hinauf zur Sonne,

Und sinke und falle,
In ihren Schooß der Wonne.

Der Fremde sang: mit freyem Geiste umfaßte und beherrschte er die Schöpfungen der schönen Seele, schuf singend Neues und Größeres, vermählte ihre lieblichen Ahnungen mit seinen Ideen, und stellte sie ihr in Anmuth- und würdevoller Einheit dar. Der allbegeisternde Sänger war Millinton. Er wußte von Bertin, wessen Composition ihm vorgelegt war; er entdeckte darin die hellsten Lichtstrahlen aus seiner Harmonienwelt. Nur ein Kunstsinn, der bis zu ihr sich emporgeschwungen hatte, und in Beschauung ihrer Wunderwerke geübt war, konnte so erfunden, so geordnet, so gesetzt haben; nur wer seinem Geiste sich zu nähern, und den Umfang seiner Kraft zu erwägen verstand, vermocht' es, auf sie vertrauend, und auch nur für sie wählend, so kühn und zuversichtlich im Reiche der Töne zu schalten und zu walten. Eine solche Huldigung, in der sein Zartgefühl die Theilnahme des Herzens nicht verkannte, war ihm noch nie geleistet worden; seine hohe Würdigung derselben ließ er die Holde in dem Leben seines Gesanges vernehmen, erkennen und genießen.

Theresia kannte ihr Werk nicht mehr; ihr schien es durch eine höhere Macht, von allem Schwankenden und Irdischen gereinigt, zum Einklange mit der Harmonie des Unendlichen erhoben. Die göttliche, lange ersehnte, jetzt nicht mehr gehoffte Erscheinung unterdrückte jedes Aufstreben ihrer Besonnenheit. Blick und Seele nur auf den Einzigen geheft

tet, wallte sie selbst nun hinauf zur Sonne der Liebe, und sank und fiel in ihren Schooß der Wonne.

Jetzt sollte Sie das Duett mit den Worten:

Willkommen duftende Blume!
Willkommen heller Stern! ꝛc.

anfangen; allein die Stimme versagt ihr, unter dem überfließenden Gefühle der Seligkeit erlieget ihre Kraft, kaum vermag sie zu athmen, sie will nur schauen und ruhen. Juliane setzt an ihrer Stelle den Gesang fort, Sophie zieht die Ermattete in ihre Arme, sie will sie wegführen, diese weiset jeden Beystand zurück, nur in seinem seelenvollen Blicke kann sie sich erhohlen, nur wo er ihr erscheint, ist Himmel, Licht und Leben für sie; die Hoffnung, den süßen Zauber seiner Gegenwart sogleich wieder zu empfinden, hebt sie über das Bedürfniß jeder andern Hülfe empor.

Das vierstimmige Chor:

O wie schön verklärt der Wahrheit Licht das Haupt des Greises!
Wie rein umstrahlet seinen Geist der Wahrheit Sonne!
Der Erkenntniß Sterne sind seine Krone,
Und Gottesfurcht ist seines Wandels schönster Blumenflor. Jes. Sir. C. 25. v. 6, 7, 8.

machte den Beschluß; Millinton sang mit, Theresia fand ihre Selbstheit wieder; und ihr Entzücken ging in heitern Frohsinn und freudige Zuversicht

über, womit sie nun in der Gesellschaft Platz nahm, und unter dem Pastoral die angenehmen Bilder der Unschuld und Kindlichkeit aus den goldenen Zeiten des Menschengeschlechtes auf sich einwirken ließ.

Nach geendigtem Spiele, wurde Bertin von dem Grafen und seiner Familie für die überraschende Einführung des vortrefflichen Künstlers mit aufrichtigen Dank und Freudenbezeigungen belohnt; doch niemand that dieß mit so viel Herzlichkeit, als seine Schülerin, deren geheimen Wunsch er schon längst errathen hatte. Unbekümmert um die eigentliche Richtung desselben, die ihm nicht minder, als ihr selbst verborgen war, dachte er nur auf Mittel, ihn zu erfüllen; denn auch er liebte und verehrte sie, als ein Wesen höherer Art, in welchem er das Schöne, Erhabne und Göttliche seiner Kunst in der edelsten und reitzendsten Form der Weiblichkeit versinnlichet sah. Millinton's unerschütterlicher Entschluß, sich nur bey religiösen Feyerlichkeiten hören zu lassen, war ihm zwar bekannt; doch verzweifelte er nicht, ihn nach einer liberalern Ansicht von derselben zur Gewährung seiner menschenfreundlichen Bitte zu bewegen. Warum sollte nicht auch, so dachte er, die Geburtsfeyer eines frommen Greises und ehrwürdigen Vaters, von reiner Achtung, Liebe und Dankbarkeit angeordnet, als eine religiöse Feyerlichkeit betrachtet und behandelt werden? Sie wäre ja nicht nur in ihrer eigentlichen Tendenz, wie jede gottesdienstliche Handlung, sondern auch in dem Geiste und in der Gesinnung der Feyernden lauter und edel, von Häucheley entfernt, von Eigennutz unbefleckt, mit-

lin heilig und gottgefällig. Die Ansichten des Grafen vom Seyn und Leben, von Geburt und Tod, wären echt religiös; die Verehrung, welche ihm seine Kinder und Freunde an dem festlichen Tage auf eine besondre Art bezeugen wollten, flösse unvermischt aus der Anerkennung seiner innern Würde; das Mittel, welches sie dazu gewählt hätten, wäre dem Zwecke ganz angemessen, nicht über ihn erhaben. Es wäre da nicht um Verscheuchung der langen Weile aus einer vornehmen Gesellschaft, nicht um den Zeitvertreib und die Unterhaltung geistloser Menschen; sondern um eine kräftigere Erhebung des glücklichen Vatergefühls, um eine sprechendere Darstellung des kindlichen Sinnes zu thun. Aus diesem durchaus richtigen Gesichtspuncte sollte auch Millinton dieses Fest der Liebe und Dankbarkeit ansehen, und dann entscheiden, ob er durch Verschönerung desselben die göttliche Kunst entheiligen würde. Er legte ihm den Text des Pastorals und der Cantate vor; und Millinton fühlte sich gedrungen, den Geist zu ehren, der in dem einen das Reinmenschliche und Kindliche in den holdseligsten Erscheinungen der Idyllenwelt, in dem andern das Himmlische und Ewige durch die lieblichste Schwärmerey der Phantasie offenbarte. Vertin schilderte ihm dabey den Grafen und seine Familie in ihren liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten, er beschrieb ihm den einfachen, feinen und freyen Ton des Hauses, in dem auch der geübteste Menschenkenner nichts Angenommenes, Erlerntes oder Erkünsteltes entdecken könnte, weil er rein aus der innern Harmonie derjenigen, die ihn anstimmten, erklänge. Vorzüglich beredt war er im Lobe des Fräuleins von

Seligny, welche seit sechs Jahren die Winke, womit er sein Geschenk des Clavierauszuges von seinem Dies irae und seinem Sanctus begleitet hätte, wie Gottes-Wort verehrte, die Musik nie anders, als mit Andacht behandelte, folglich wohl verdiente, durch seine Gegenwart und Theilnahme an dem Feste belohnet, und in ihrem Glauben an den göttlichen Ursprung der Kunst und ihre innigste Verwandtschaft mit der Religion gestärkt zu werden.

Millinton war es angenehm, diese Kunde zu vernehmen. In allem was er von Theresia hörte, spiegelte sich das Ideal der Liebe, welches er bis jetzt ohne Hoffnung, es je in annähernder Wirklichkeit zu beschauen, in seiner Seele herumgetragen hatte. Mächtige Ahnungen siegten in ihm über jede Bedenklichkeit; er entschloß sich Bertin nach Fontenay zu begleiten, und kaum konnte er den Sanct Eusebius-Tag, den ersten seines Frühlings erwarten. So war es dem Lehrer Theresia's gelungen, zwey Seelen auf Erden zusammen zu führen, welche im Himmelreiche der Ideale schon längst vereiniget waren.

## Drittes Capitel.

Dem Verlangen Bertin's zu Folge war von Boulainvilliers zu dem Feste niemand geladen, der nicht eigentlich zur Familie gehörte; dadurch gewann der alte Graf Gelegenheit, sich mehr mit Millinton zu unterhalten, dem man überall seinen innern Reichthum und Werth sehr geschickt entlocken mußte, weil ihn jede geflissentliche Aufforderung sich zu zeigen, jede Bewunderung und Lobeserhebung, stumm und verschlossen machte. Bondy's besondere Aufmerksamkeit erweckte er während eines Gespräches zwischen ihm, dem Abbee Noiret und dem Grafen Boulainvilliers. Der Gegenstand desselben war das Verhältniß und der Rang der schönen Künste, in dem sie zu einander ständen, wobey Noiret der Poesie, Boulainvilliers der Mahlerey den ersten Rang erstreiten wollte. Die Damen nahmen dadurch Theil daran, daß sie es in einen förmlichen Wettstreit verwandelten, indem sie dem Sieger eine Prachtausgabe von Petrarcha und einige seltne Blätter von Edelink, Masson und Audran zur Belohnung aussetzten; die Entscheidung aber dem alten Grafen übertrugen. Schon wollte dieser dem Abbee Noi-

net den Preis zuerkennen, als zwischen den zwey Streitenden der Dritte gewann.

Millinton mengte sich in das Gespräch mit der Bemerkung, man müßte vor allem die Kunst an sich, von ihren möglichen oder wirklichen Schöpfungen, und von menschlichen Kunstfertigkeiten, oder dem sogenannten Genie und Talent, unterscheiden. Jene wäre nur eine Einzige, diese könnten eben so mannigfaltig seyn, als es ihre sinnlich darstellbare Materie und die zufälligen Modificationen des menschlichen Geistes wären. Das Wesen der Einen und einzigen Kunst offenbarte sich durch Schaffen, doch nicht aus nichts, sondern aus ihrer eigenthümlichen Materie, aus Ideen und Anschauungen, in sofern sie sich durch Gestalten, Bilder, Worte oder Töne versinnlichen liessen. Seiner Meinung nach, sollte man den besondern Begriff der Dichtkunst mit dem der Poesie nicht verwechseln, und die letztere Benennung ausschließlich nur zur Bezeichnung der Einen und einzigen Kunst gebrauchen.

Er glaubte sodann, die Frage könnte nicht seyn, welche von den schönen Künsten vor den übrigen den ersten Rang behauptete, sondern nur, welcher Gattung von möglichen Schöpfungen der Einen Kunst der Vorzug vor allen andern gebührte; oder was dasselbe wäre, durch welche verschiedenartigen Schöpfungen die Poesie sich am vollständigsten ausspräche. In der Entscheidung dieser Frage müßte bey jeder Gattung die Behandlungsart ihrer Materie, ihre Tendenz, und die Form ihrer Wir-

kung erwogen werden. Nach seiner Ansicht, würden durch die bildenden Schöpfungen bloß die begränzten Anschauungen der Gottheit, der Natur oder der Menschheit in bestimmten Gestalten dargestellt, durch die dichterischen nur die Wirkung jener Anschauungen, die durch sie erweckten Empfindungen und Gefühle, in Bilder gekleidet und in Worten ausgesprochen; durch die musikalischen hingegen, in der Harmonie der Töne, Anschauungen und Gefühle zugleich, zu ihrem ursprünglichen Gegenstande, zur Idee der Gottheit zurückgeführt. Die Mahlerey und die Dichtkunst behandelten also ihren Stoff empyrisch, typisch, historisch, die Musik mathematisch, mystisch, idealisch.

Wie die Behandlungsart des Stoffes behauptete er weiter, so auch die Tendenz der Schöpfungen. Die bildenden und dichterischen wollten den Himmel zur Erde herabziehen, die musikalischen das Irdische zum Himmel emporschwingen; die erstern möchten das Unendliche begrenzen, die letztern das Begrenzte bis zur Unendlichkeit erweitern; jene strebten das Geistige zu versinnlichen und das Göttliche zu vermenschlichen, diese das Sinnliche zu vergeistigen, und das Menschliche zu vergöttlichen.

Die Form der Wirkung wollte er nach dem Maße der Freyheit, welche jede Gattung von Schöpfungen dem Gemüthe in der Auffassung ihrer Werke gewährte, gewürdiget wissen: denn dieselben, meinte er, wären einzig und allein des Gemüthes wegen da, und dieß trachtete aus seinem Wesen, sowohl in seiner Thätigkeit, als in sei-

der Ruhe; nach der unbegrenztesten Freyheit. In den Werken der Mahlerey und der Dichtkunst würden dem beschauenden Geiste bestimmte Formen, Gestalten, Bilder und Gefühle gegeben, seine Freyheit würde also gerade nur auf den Gegenstand, welchen die erstere darstellt, oder auf das Gefühl, welches die letztere ausspricht, beschränket. Er muß sich so fest daran halten *können*, und auch daran halten *wollen*, daß es entweder ein wesentlicher Fehler des Kunstwerkes oder ein Zeichen seiner eigenen Zerrüttung wäre, wenn er z. B. in der Himmelfahrt Mariä von *Romanelli* auch die Aufnahme der Psyche in dem Olympus beschauen, und in den profanen Oden des *Malherbe* auch die Begeisterung der himmlischen Liebe nachempfinden könnte oder wollte. Weit vortheilhafter stünde die Sache der Freyheit bey den Werken der Musik; diese führten, nach der Mannigfaltigkeit ihres Charakters, dem beschauenden und fühlenden Gemüthe bloß die reinen Formen der Anschauung z. B. des Großen und Erhabnen, oder des Begrenzten und Unendlichen, so wie nur die reinen und allgemeinen Ausdrücke der Gefühle, etwa der Sehnsucht, der Liebe, der Freude oder der Ehrfurcht, ohne einen besondern Gegenstand und Inhalt, vor. Welche Anschauung auch den Künstler ergriffen, welches Gefühl sich seiner ganz bemächtiget haben möchte — dem Geiste des genießenden Kunstfreundes bliebe unbedingt freygestellt, *was* er unter den melodischen und harmonischen Fortschreitungen des Kunstwerkes, im Endlichen oder im Unendlichen, fest halten, *was* er zum Gegenstande *seiner* Beschauung herausheben, *was* er als den

Ausdruck seiner Empfindungen, gleichsam als seinen Text der Musik unterlegen wolle.

Nach dem allen, glaubte Millinton, möchte sich wohl das Wesen der Poesie am freyesten, vollständigsten und wirksamsten durch die Musik aussprechen, mithin dieser auch in der Behandlungsart ihrer Materie, in ihrer Tendenz und in der Form ihrer Wirkung der Vorzug über Mahlerey und Dichtkunst gebühren.

Mit sichtbarer Freude winkten die Damen dem Grafen zu, er möchte ohne Weiteres den Engländer als Sieger ausrufen, wahrscheinlich weil sie sich selbst in die musikalischen Mysterien eingeweihet glaubten. Boulainvilliers gab sich aus Artigkeit gegen sie überwunde und Noiret äußerte nur noch den einzigen Zweifel, ob nicht etwa Cicero für sein Haus gesprochen hätte.

Dagegen erwiederte Millinton: „er hätte unter seinen Erörterungen, des Musikers in sich gänzlich vergessen und die Gesellschaft würde ihm dieß um so bereitwilliger glauben, wenn sie sein Bekenntniß, daß er sich nur [illegible] einige Ahnungen von Musik zutraue, als reine Wahrheit annähme. Eben darum könnte ihn auch der Beyfall, der ihm bisweilen zu Theil würde, nie erfreuen; denn er sähe nur zu klar, daß er ihm bloß der Genügsamkeit der Menschen, nicht der Weihe der göttlichen Kunst, nach welcher er sich noch immer sehnte, verdanken müßte." Er behauptete, „man hätte vortreff-

liche Meisterstücke der Mahlerey und der Dichtkunst, aber noch kein einziges vollendetes Werk der Musik. Für jene wären uns eine Menge belehrender Muster aus ältern Zeiten überliefert worden, für die Musik wäre nur ein Einziges, in der von Ewigkeit her in alle Ewigkeit fortschallenden Harmonie unendlicher Welten, vorhanden. Wohl könnten wir dasselbe mit dem religiösen Sinne beschauen; aber zu seiner Vernehmung und Auffassung mangle uns das Organ. Dessen ungeachtet würden wir es, wenigstens in der ahnenden Nachahmung dieser ewigen und unendlichen Musik, weiter bringen, wenn der religiöse Sinn über den Geist der Frivolität vollständig siegte, und zur unumschränkten Herrschaft in uns gelangte; wozu sich aber jede frohere Aussicht immer mehr entfernte, seitdem wir den dürftigen Vorrath unserer musikalischen Ahnungen der Dichtkunst als ein begleitendes Spiel untergeordnet, und endlich gar zum Gebrauche des Theaters herabgewürdiget hätten."

Noiret hatte nicht Lust, Millintons Ansichten von der Poesie und ihren musikalischen Schöpfungen noch weiter zu bestreiten; mit Vergnügen überließ er auch dem geschätzten Gaste den Preis, welchen die Damen beträchtlich vermehrten. Nur das Fräulein von Seligny, von einem geheimen Instincte geleitet, ließ sich nicht bewegen, irgend etwas dazu beyzutragen; denn ihr Herz war zu voll von ihm und für ihn, als daß es in der gemeinschaftlichen Huldigung nicht alle Uebrigen würde übertroffen, und sein Geheimniß vor der Gesellschaft und vor sich selbst verrathen haben. Bondy, der schon lange bey nichts

Einzelnem mehr verweilen konnte, construirte sich aus Millinton's Aeußerungen die Totalität seines Geldes, und betrachtete sie mit Wohlgefallen, welches in jeder Unterhaltung mit ihm erhöhet wurde. Bald erkannte er in ihm den scharfsinnigen Selbstdenker; seine gründliche Gelehrsamkeit hatte nichts von Pedanterey, seine ausgebreitete Belesenheit war mit Welt und Menschenkenntniß, seine Originalität mit Gutmüthigkeit verbunden; und so besaß er alles, was seinen Umgang dem Grafen interessant und wünschenswerth machte.

## Viertes Capitel.

Schon am folgenden Tage ersuchte ihn Bondy, von seiner Familie unterstützt, über das nahe Weihnachtsfest, und, wenn er ihm die Freude gönnen wollte, den ganzen Winter über in Fontenay zu bleiben. Theresia stand dabey, doch unvermögend ein bittendes Wort dazu zu sprechen; nachdem aber Millinton die Einladung angenommen hatte, erschrack sie selbst über das schwache Gefühl ihrer Freude, deren Genuß sie gern ausschließend der Wirkung ihrer Bitte verdanket hätte: so bestimmt lag es schon in ihrem Herzen, daß dieser Mann nur für sie geschaffen sey, und auch nur für sie und ihretwegen da seyn sollte. Jemehr sie seine Aufmerksamkeit beschäftigte, je seltner sein Blick von ihr wich, wenn sie in der Gesellschaft sprach, je deutlicher es ihm jeden Augenblick ward, daß er etwas mehr als Achtung für sie empfand, desto bescheidener hielt er sich in seinem Betragen von ihr entfernt; und lange ging dasselbe über eine anständige Aufforderung zum Spielen oder zum Singen nicht hinaus, wozu sie aber in mehrerer Menschen Gegenwart gerade am wenigsten aufgelegt war. Nie verlor er den Zweck, zu welchem er in Fontenay geblieben, aus dem Auge; er gab

sich dem alten Grafen ganz hin, sie schienen bald unzertrennlich: und Theresia mußte sich begnügen, nur bisweilen, als Zuhörerin bey ihren Unterredungen, den Reichthum seines Geistes zu bewundern, und aus demselben, sich noch immer unbewußt, auf die Schönheit seines Herzens zu schließen.

War sie auf ihrem Zimmer allein, so saß sie wehmuthsvoll am Clavier und phantasirte, oder sie sang mit Camoens:

Innen trag ich meine Pein,
Aussen gibt sie keinen Schein.
Meine neuen süßen Plagen
Sind dem Menschen unsichtbar,
Nur die Seele nimmt sie wahr;
Denn der Leib darf es nicht wagen.
Wie der Funke, nicht geschlagen,
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen meine Pein. *)

wozu sie sich die Musik auf die Laute gesetzt hatte, denn durch die bedeutende Ermahnung ihres Vaters, „erweckt einst das Licht der Religion das Leben der Liebe in dir, so pflege es mit Ehrfurcht und Andacht;“ war die Sehnsucht nach diesem Leben in ihr erwacht. Zum Lesen fühlte sie sich unfähig, sie wußte genug, und die Liebe, der einzig wahre Lehrer in der Kunst, das Wissen in Leben zu verwandeln, arbeitete schon in ihrem Herzen, er durfte sich ihr nur bis zur unbedingten Anerkennung vergegenwärtigen.

So

*) Schlegels Blumensträuße. S. 225.

So war und so blieb es bis zum Weihnachtsabend, an dem der alte Graf, Millinton, Noiret und Fräulein von Seligny bey Boulainvilliers zu Bondy die kindliche Kindergesellschaft vermehrten. Dort waren die Herzogin Sophie, Mathilde, Lavardin und einige Hausfreunde bereits versammelt. Theresia wußte, daß daselbst auch der allgemein beliebte Gast als Kind würde behandelt, und mit allerley Gaben beschenkt werden. Diese Gelegenheit, sich seinem Herzen deutlicher anzukündigen, konnte sie unmöglich unbenutzt vorbeygehen lassen. Sie wählte dazu aus ihrer kleinen Daktylothek, einer Erbschaft von ihrem Vater, die ihr liebste Gemme, und ihren längst für ihn bestimmten Fenelon. Kurz vor der Abreise besah sie noch einmahl die Zeichnung, und bey dem Anblicke der Aufschrift sank sie vor Schreck beynahe zu Boden, denn in derselben las sie den Zustand ihres Gemüthes mit überraschender Klarheit enthüllt. Sie konnte sich selbst ihre Liebe für Millinton nicht länger mehr verbergen, die geheime Bedeutung ihres Lebens seit dem Allerseelentage zu Chelles war ihr aufgegangen. Sie wollte die ihr so heiligen Worte Fenelons von der Zeichnung wegschneiden; aber die Scheere fiel ihr aus der Hand, und die Ermahnung ihres Vaters erneuerte sich mit Flammenschrift in ihrer Seele. Sie steckte Gemme und Zeichnung zu sich, und folgte dem Rufe zur Abreise.

Die Anordnung des freudenreichen Abends hatte Juliane von jeder sich allein vorbehalten, sämmtliche Geschenke mußten jedesmahl ihr übergeben wer-

den, und ihr angelegentlichstes Bestreben war, jährlich etwas Neues zu erfinden, wodurch der Charakter des Festes in der Ausspendung derselben sich deutlicher ausdrücken konnte. Theresia gab ihr alles, was sie mitgebracht hatte, nur dasjenige nicht, was Millinton aus ihren eigenen Händen empfangen sollte.

Die Stunde der fröhlichen Bescherung war da, die Kinderschaft des Dorfes, vierzig an der Zahl, war im Vorzimmer versammelt, das Zeichen ward gegeben, und die Flügelthüren des Saales sprangen auf. Die Kinder begannen das Lied: „Ein Kind gebohr'n zu Bethlehem rc." und zogen bey dem Verse: „Sie gingen in das Haus hinein," rc. unter Anführung der ältesten Tochter Julianens in den Saal, worauf die Erwachsenen folgten. Der Vorhang fiel; und nun war zu sehen im Hintergrunde auf einem Felsen die kleine Stadt Bethlehem in der Beleuchtung eines, mit vieler Kunst, durch mancherley Spiegelwerk angebrachten Mondes. Am Fuße des Berges eine geräumige Höhle, in derselben das göttliche Kind, aus der Krippe, der entzückten Mutter, dem wonnetrunkenen Vater und dem ganzen Menschengeschlechte Heil und Frieden zulächelnd. Ueber den Eingang ein hellglänzender Stern, dessen Strahlen die heilige Familie verklärten. Rings herum einige Hirten, voll des Erstaunens über das wunderbare Licht, welches ihnen plötzlich erschienen war, der Höhle zueilend. Rechts der Garten Josephs von Arimathia, in dessen Mitte die Wächter am offenen Grabe durch die Erscheinung des Engels aus dem

Schlafe aufgeschreckt; nicht weit davon die liebend. Maria, in der Gestalt des Gärtners ihren erstandenen Herrn erkennend und ihn anbetend. Links der Oehlberg, auf dessen Spitze die eilf Jünger und die göttliche Mutter, der Himmelfahrt des Heilandes mit Freudenthränen in den Augen nachsehend. Im Vordergrunde stand Boulainvilliers vierjähriger Sohn als Engel gekleidet;" ihm näherten sich die Kinder in festgesetzter Ordnung, und aus seinen Händen empfangen sie die, jedem zugedachten Geschenke, welche ihm die Mutter unsichtbar überreichte. Auf eben diese Weise erhielten auch die Verwandten und Freunde, was ihnen beschieden war.

Unter den Gaben, welche dem Fräulein von Seligny waren zu Theil geworden, befand sich nur Eine, welche diesen Abend ihre schwärmerische Stimmung in eine freudige verwandeln konnte; es war eine prächtige Abschrift von Millintons Salve Regina, von seiner Hand für sie gefertigt, für eine einzige Sopran-Stimme ausgeführt, und sowohl auf dem Titelblatte, als auch auf jeder Seite mit den angemessensten Sinnbildern der himmlischen Liebe verziert. Mit Ungeduld erwartete sie, daß die Gesellschaft sich zu einer anhaltenden Beschäftigung vereinigte, damit sie derselben sich entziehen, und dem Zuge ihres Herzens in ein Nebenzimmer, wo sie ein Clavier wußte, folgen könnte. Endlich, nachdem die Dorfkinder gespeiset waren, brachte der alte Graf die Vorlesung eines Gedichtes, welches der Feyer des Abends angemessen wäre, in Vorschlag. Und da er die Wahl zwischen

Tasso's La divina settimana, Folengo's l'Umanita del Figlinolo di Dio, und Vida's Christiade, von Noiret aus dem Lateinischen übersetzt, der Gesellschaft heimstellte, so entschied diese für das Letztere. Schon unter diesen Berathschlagungen hatte sich Theresia zu dem Clavier geflüchtet. Millinton hörte die Töne aus der Entfernung. Sie war zu unruhig in ihrem Innern, um den vollen Ausdruck seines Satzes zu erreichen; und er wartete nur die nächste Pause in Noirets Vorlesung ab, bey der er schicklich sich entfernen und ihr Hülfe leisten konnte. Als sie es am wenigsten erwartete, sah sie ihn an ihrer Seite. Diesen Augenblick benutzte sie, um ihm auch ihre Gabe darzureichen. „Es ist ein kleines Merkmahl des Dankes und die Achtung," sprach sie dabey mit einem Blicke voll Liebe und Seligkeit, womit ein kindliches Herz Sie verehren will; kein fremdes Auge hat es je bey mir gesehen; denn von meinem Geiste war es Ihnen längst geweihet." Sie stockte, sie spielte weiter, ohne zu wissen was. Unwillkührlich verfiel sie in die Melodie ihres Liedes: „Innen trag' ich meine Pein" rc.

Millinton verbarg das Geschenk. Er wähnte, sie ganz verstanden zu haben, glaubte den Zustand ihres Gemüthes zu durchschauen; in ihm erkannte er nun klar seinen eigenen, er ward sich's deutlich bewußt, was er für sie fühlte. Er sah die Höhe seines Glückes; da jedoch die Erhabenheit ihres Geistes, so wie die Reinigkeit ihres Herzens sich ihm bey weitem noch nicht vollständig offenbaren konnte, so erschreckte ihn zugleich die Aussicht zu einem furcht-

baren Kampfe. Dessen ungeachtet behauptete er seine Fassung; ihr verworrenes Spiel gar nicht bemerkend, ließ er sie das Salve etc. von vorn wieder anfangen und half ihr durch seine Kunstbemerkungen zur völligen Besonnenheit. Die ganze Tiefe seines Kunstsinnes hatte er in dem Satze der Worte: „flehend und weinend seufzen wir zu dir in diesem Thale der Thränen;“ *) erschöpft; er spielte und sang ihr diese Stelle mit einem Ausdrucke vor, dessen er selbst nur in diesem Augenblicke, wo Liebe und Resignation, Wonne und Wehmuth in ihm kämpften, fähig war. Sie empfand im Innersten, was er durch keine Worte deutlicher und rührender hätte aussprechen können. Sie bath ihn, zur Gesellschaft zurückzukehren; er küßte ehrerbiethig ihre Hand und gehorchte.

Theresia legte das Salve weg, um unter harmonischen Phantasien sich ganz ihren Gefühlen und Gedanken zu überlassen. „So ist denn auch in mir,“ sprach sie endlich zu ihrem Herzen, „in dieser heiligen Nacht der Heiland gebohren und das Licht erschienen, in dem das Leben ist; oder was wäre würdiger, das Licht und das Leben der Menschheit genannt zu werden, als die himmlische Liebe, durch Religion erzeugt! — Dieß war's, was ich einst vor dem Bilde meiner Mutter, was ich in dem süßen Liebesspiel mit meinen Blumen, was ich unter meinen frohen Wanderungen im Sternenpol ohne Gestalt anschaute, und

---

*) Ad te suspiramus gementes et flentes in hac lacrymarum valle.

ohne Worte dachte. Dieß war des Lebens unerschöpfliche Fülle, welche mich zu Chelles unter den Bildern der Vergänglichkeit und des Todes in der Erscheinung des Einen und Einzigen mit Allgewalt überströmte; und der gegenwärtige Augenblick meines seligen Unterganges in derselben war's, was dem erleuchteten Geiste meines Vaters vorschwebte, als er mich dieß Leben mit Andacht und Ehrfurcht pflegen hieß. — Du bist mir nahe, erhabner Geist meines Vaters. In der Zuversicht, daß ich heute meine Unsterblichkeit im Bewußtseyn der Liebe angefangen habe, erkenne ich deine einwirkende Gegenwart. — Ja, Vater, ich liebe; den Einzigen, durch den sich mir das Unendliche im schönsten Bilde der Einheit zur Anschauung und Anbetung dargestellt hat. — „„Religion und Liebe nur Ein Mahl und ewig;““ dieß schriebst du mir zur Symphonie meines symbolischen Daseyns als Thema vor; ich fasse es, ich erreiche es. Wie die Idee des Unendlichen, an die Anschauung des Einzigen geheftet, meinem Geiste nimmermehr entschwinden kann, so wird auch nur dein Thema aus allen Accorden meines Herzens wiederhallen. — Dieß ist die andächtige und ehrfurchtsvolle Pflege des Heiligsten, die du mir gebothen hast; ich erkenne und verehre darin das Gesetz meiner innern Welt, wie in der Liebe das unwandelbare der Ewigen.“

Diesen und ähnlichen Gesinnungen nachhängend, phantasirte sie auf dem Instrumente fort, bis Noiret seine Vorlesung geendigt hatte und sie zum Mahle abgerufen wurde. Mit freyem, heitern Sinne erschien sie in der Gesellschaft und begleitete sie auch eben so

um Mitternacht in die feyerliche Frühmette. Sie saß an Milinto's Seite. Alle Gebräuche, Ceremonien und Formeln, welche sie in dem vor ihr liegenden christlichen Jahre *) las, bezog sie auf die wonnenreiche Geburt des ewigen Wortes der Liebe in ihrem Gemüthe. Bey der Präfation zeigte sie ihm mit der ganzen Unbefangenheit ihrer Unschuld auf folgende Stelle:

„durch das Geheimniß des menschgewordenen Wortes ist den Augen unseres Geistes ein neues Licht deiner Klarheit erschienen, damit wir das sichtbar gewordene Göttliche beschauend, durch dasselbe zur Liebe des Unsichtbaren hingezogen werden;"

und in ihrem Blicke voll Schwärmerey und Begeisterung sollte er die Bedeutung lesen, in welcher sie seine Aufmerksamkeit darauf richten wollte. Allein noch nicht so klar, wie ihr, hatte sich ihm die Geburt ihres gemeinschaftlichen Heils enthüllet; diesen Abend sehnte er sich nur nach der Einsamkeit, um sich das sonderbare Verhältniß, in welches er gerathen war, von allen Seiten zu beleuchten. Dazu erhielt er die erwünschte Muße, als ihm nach dem Gottesdienste sein Schlafgemach angewiesen ward.

*) L' Annéechrétienne, ou les Messes des Dimanches, Féries et Fêtes de toute l'année, en Latin et en François etc. par Tourneux. A Paris, en 12. 1686—1694.

Willinton war jetzt in seinem vier und dreyßigsten Jahre; noch hatte er kein Weib berührt, noch nie geliebt. Unbekannt war zu seiner Zeit und in seiner Welt die zerstörende Weisheit der Neuern, welche, unfähig, sich zur Majestät und Macht der reinen Menschheit zu erheben, in ihrem Sumpfe wähnt, das höhere Kunstgenie möge nicht anders, als im Taumel der Ueppigkeit gedeihen, mithin den großen Künstler sich nicht anders, als in Verbindung mit der ausschweifendsten Liederlichkeit denken kann. Sobald sich daher sein reger Kunstsinn deutlicher gezeigt hatte, empfahl ihm sein Lehrer Colemann nichts angelegentlicher, als Keuschheit und Enthaltsamkeit; und bis zu dieser Stunde war er den Ermahnungen desselben treu geblieben. Um so reiner und edler war auch das Ideal der Schönheit und Liebe, das ihn beseelte, und in allen seinen Werken sich abbildete. Die Sehnsucht, nur einige Züge desselben unter den Töchtern der Erde in Wirklichkeit zu schauen, war die unzertrennliche Gefährtinn auf seinen Wegen; doch nirgends fand er, was er suchte, bis ihm plötzlich der Himmel der Liebe in Theresia's englischer Gestalt und in seinem Innern offenbar ward.

Den völligen Aufschluß desselben enthielt das Geschenk, welches er aus der Hand der Holden empfangen hatte. Er öffnete zuerst die Gemme; es war ein schöner Sardonix, in welchem Orpheus und seine Eurydice, hinter ihm auf dem Wege aus der Unterwelt, in convexen Figuren geschnitten waren. Mit Wohlgefallen das schöne Kunstwerk betrachtend, befliß er sich zugleich, alle Beziehungen zu errathen,

welche die holdselige Spenderinn wahrscheinlich damit hatte bezeichnen wollen. „Orpheus," dachte er, „war als weiser und gottseliger Mann der Verbesserer der Mysterien; sie erwartet also auch in mir einen echten Verehrer der Weisheit und Religion zu finden. Von einem Gotte hatte der Sohn der Kalliope seine Leyer und die Kunst, sie zu spielen, als ein Wahrzeichen seiner göttlichen Abkunft erhalten. Er bedieute sich derselben nur, um in dem thierischen Menschengeschlechte das Göttliche und Reinmenschliche, Religion und Sittlichkeit zu entwickeln. War ihre Wahl des Geschenkes absichtlich, wie ich nicht zweifeln kann, so gab sie mir damit eine bestimmte Hinweisung auf ihre Ansicht von der Kunst und auf ihren Wunsch, daß sie auch die meinige sey und bleibe. Die Götter der Unterwelt gaben dem glücklichen Sänger seine geliebte Eurydice nur unter der Bedingung zurück, daß er auf dem Rückwege sich nicht umsehen sollte, wenn sie ihm nachfolgen würde; allein der Reitz der Sinnlichkeit überwältigte seine Ehrfurcht gegen die Götter; nahe am Ziele blickte er um, und Eurydice verschwand. Dieß ist der Schlüßel zu dem ehrwürdigen Verhältnisse, welches sie mit mir eingehen will; kein Hauch der Lüsternheit soll es beflecken, kein Spähen und Streben der gröbern Sinnlichkeit soll es verschwinden machen." Jetzt rollte er die Zeichnung auf, und las in der Aufschrift derselben *) seine Vermuthungen bestätiget. „„Die Ehe wird nur von Geistern, nur durch Liebe, nur im Schooße des Unendlichen geschlos-

*) Siehe oben Seite 76.

fen;""' „Das ist es also," so dachte er, „was sie will, ein Bündniß ohne Heirath, eine geistige Liebe, eine Vereinigung im Heiligthume der Gottheit, wo die Liebenden weder freyen noch sich freyen lassen, sondern gleich sind den Engeln Gottes im Himmel. Dieß verbürgt mir die Fortdauer meines Glückes nur unter der Bedingung meiner Selbstverläugnung und strengsten Selbstbeherrschung. Wir dürfen, wir können uns nur lieben. Wie; — auch das steht deutlich hier angedeutet;" „„die Liebe umfaßt nur das Reinmenschliche; im Unendlichen verschwindet jeder Geschlechtsunterschied! Der Geist soll dem verwandten Geiste sich zur Anschauung und Einigung hingeben, der reine Mensch soll das Reinmenschliche des Geliebten in sich aufnehmen, das Beyder Eigenthümliche soll durch Liebe in eine schöne Einheit übergehen, damit das All sich darin spiegle. Da sind alle Künste, den Reiz der Neuheit zu erhalten unnütz; da ist keine Sättigung der Lust zu vermeiden, keine Flüchtigkeit des Genusses zu bedauern, keine Reue zu befürchten. — Du hast mein Schicksal entschieden, himmlisches Wesen! hast mir auf eine Höhe hingedeutet, auf welcher das Bessere und Edlere in mir dem Niedrigen und Schlechten nie mehr unterliegen kann. — Erhaben ist das Ziel; schwer, doch nicht unmöglich zu erreichen. — Liebe im immerwährendem Kampfe gegen die Forderungen der Natur? — Nein, Kampf ist es nicht; denn wo wäre der Platz, auf dem das Göttliche mit dem gemeinen Menschlichen, das Geistige mit dem Thierischen, das Licht mit dem Schatten, die Wirklichkeit mit dem Scheine beysammen stehen und gegen einander

streiten konnten? Weichen, verschwinden, ersterben in seiner eigenen Nichtigkeit muß das Letztere, wo das Erstere in seiner Würde und Herrlichkeit sich kund gemacht, und seine Herrschaft begründet hat. In wiefern dieß in mir und ihr geschehen sey, soll unsere Einigung zur Liebe zeigen."

In diese Gedanken versunken fiel ihm gar nicht ein zu untersuchen, in welcher Verbindung die ihm so wichtige Aufschrift mit einer Zeichnung von Fenelon's Kopf stehen könnte. Bey dem wiederholten Anblicke derselben des Morgens bemerkte er an dem Kopfe den Ausdruck eines Redenden; daraus vermuthete er, daß die Worte der Aufschrift ein gelegentlicher Spruch von Fenelon seyn dürften, und mehr dem Bilde zu einem erklärenden Motto, als ihm zur Offenbarung ihrer Idee von der Liebe, oder zum Leitstern der seinigen dienen sollten. Diese Muthmaßung erweckte in ihm eine vermischte Empfindung von Unlust und von Wohlbehagen. Er war mit dem Entschlusse zur völligen Ertödtung der Sinnlichkeit in sich eingeschlafen, ein bloßes Motto konnte demselben keine Stütze, die Worte eines Dritten für ihn keine Quelle der Begeisterung werden. Im Zweifel, ob dieser Entschluß nöthig war, sah er in dem kühnen Aufschwunge zu demselben ein Mittel, welches den Zweck an Größe übertraf, eine kostspielige Rüstung zum Kampfe ohne einen streitbegierigen Feind. Doch konnte er sich auch nicht verhehlen, welche Anstrengung von Kraft eine reingeistige Liebe, welche in der Anschauung und im Gefühle jeden Geschlechtsunterschied ausschlösse, in der Fortsetzung würde ge-

fordert haben. Bey allem Glauben an seine Kraft durfte er seiner Menschlichkeit doch nicht ganz vergessen; die Qualen eines immerwährenden Wünschens und Versagens stellten sich ihm in den lebhaftesten Zügen vor; ihre Ungewißheit berechtigte ihn zwar noch nicht zu günstigern Hoffnungen, aber sie milderte in der Vorstellung derselben das Grelle und Furchtbare.

Unruhig harrte er den folgenden Tag über der Gelegenheit, sie allein zu sprechen; unvermuthet fand er sie in Boulainvilliers Bibliothek. Dort saß Theresia vor Leone's Philosophie der Liebe *); und sie schloß das Buch nicht, als sich Millinton ihr näherte. Ohne künstliche Wendungen, gerieth und verweilte die Unterredung bald auf dem Gegenstande, wovon das Herz Beyder voll war. Auf seine Frage, aus welchem Weisen sie das Motto unter ihrer Zeichnung entlehnt hätte, erfuhr er, daß es ein Fragment aus Fenelon's Rede bey Juliane's Trauung wäre. Sie theilte ihm ihren Inhalt vollständig mit, und schilderte ihm den Eindruck und die Wirkung derselben auf ihr Gemüth. Zugleich eröffnete sie ihm, daß wahrscheinlich nur diese Begeisterung sie in den Stand gesetzt haben möchte, den ehrwürdigen Redner so ganz nach dem Leben zu treffen, und daß sie in der Freude über das gelungene Werk dasselbe zugleich zum Denkmahl des Dankes für den Clavierauszug aus seinem Hymnus bestimmt, es keinem Menschen noch vorgezeigt, und

*) Philosophie d' amour de Mr. Leon Hebreu; par le Seigneur du Parc Champenois. Paris 1577.

s zu dem gestrigen Abend, wie ein Heiligthum, rwahret hätte.

„Also doch nur Denkmahl des Dankes?“ entgnete er bescheiden und freundlich lächelnd.

„Nur des Dankes,“ versetzte sie, „für den tiefauenden Geist, der, mit allen möglichen Formen r Harmonie vertraut, nie übersehen kann, mit welem Gefühle der Dank eines Kindes verschmoln ist.“

„Achtung, nannten Sie es gestern.“

„Sie haben sich meine Worte gut gemerkt; wenn ie dieß immer thun, dürfte Ihnen ihr Sinn oft n Geheimniß bleiben.“

„Es klebt mir noch von der Schule an, daß ich ır in dem Bestimmten Gewißheit, und nur in der ewißheit Ruhe finde.“

„Die Schule ist nicht der Himmel; hier, nicht rt habe ich Sie gesucht. Das Heilige ist unbemmbar, und jeder Versuch, dasselbe in abgemesse- Umrisse von Nahmen und Erläuterungen einzuhließen, Entweihung. Kennen Sie die Ruhe des laubens nicht?“

„Er ist ein Traum ohne einen bestimmten Genstand.“

„In der Anschauung, nicht in Worten; jene ist der Geist, diese der Körper, der ihn gewöhnlich herniederdrückt und an die Erde heftet."

„Sollte denn auch Liebe nur glauben?"

„Sie allein kann es. Nur der Eigennutz forscht; nur die Begierde will das Unaussprechliche hören, nur die Habsucht das Unermeßliche begrenzen."

„Fenelon's Rede enthüllte also ihre vollständige Ansicht von der Liebe?"

„Halten Sie die vortreffliche Stelle in der Musik ihres Salve zu den Worten, „„Unser Leben, unsere Wonne und Hoffnung sey gegrüßt!"" *) für den erschöpfenden Ausdruck, oder nur für einen matten Wiederklang des Gefühles, von welchem Sie unter der Composition ergriffen waren?"

„Unstreitig für das Letztere."

„Sie bedürfen keiner weitern Erklärung von mir, besonders da Sie aus der Schule wissen werden, daß Ideale in der Anschauung, wie im Streben, fest halten, und Ideale erreichen wollen, zwey ganz verschiedene Dinge sind."

Die Zartheit seiner Empfindungen verboth ihm, sie weiter zu verfolgen, und ihr ein ausdrückliches

---

*) Vita, dulcedo et spes nostra salve!

Bekenntniß von dem abzunöthigen, was ihm nicht mehr verborgen seyn konnte. Er reichte ihr seine Hand, sie gab ihm die ihrige und ließ ihn durch einen sanften Druck der seinigen die Anerkennung seiner Schonung fühlen. Ein wiederholter Druck sagte ihm alles, was er zu erlangen und zu wissen gewünscht hatte. Männer, mit ihrem Gemüthe durch ihre Verständigkeit immerfort entzweyet, wollen in Worten und Redensarten sich ergießen, wo das edlere Weib voll feinern Sinnes sich ganz der Macht des Gefühles überläßt. Auch Millinton wollte jetzt erst anfangen zu sprechen; allein ehe noch der erste Laut von seinen Lippen kam, war Theresia mit der Züchtigkeit einer Grazie entschwunden.

## Fünftes Capitel.

Das gegenseitige Betragen zwischen dem Fräulein von Seligny und Millinton ward nun, sowohl zu Bondy als hernach zu Fontenay, mit jedem Tage ungezwungener, offener und traulicher. Sie hatte im Bewußtseyn ihrer Unschuld und Reinigkeit nichts zurück zu halten, nichts zu scheuen; und er war zu besonnen, um durch irgend einen heftigen Ausbruch der Leidenschaft die schönen Blüthen ihrer Liebe zu verwehen und ihren Frieden zu stören. Jeden Augenblick, den er dem Wohlgefallen des alten Grafen an seiner Gesellschaft abgewinnen konnte, brachte er bey Theresia zu; aber größtentheils war nur die Musik das Organ, wodurch sie sich bezeugten, was sie einander waren. Das Wort, Liebe, ertönte nie in gegenseitiger Beziehung von ihren Lippen; allein der volle Sinn desselben strahlte aus ihrem ganzen Wesen hervor. Ein zärtlicher Blick, ein holdes Lächeln, ein warmer Händedruck waren die einzigen Symbole, durch welche sie die Vereinigung ihrer Herzen feyerten, und den Genuß ihrer Wonne theilten. Abwesend lebte das Eine nur in dem Andern; beysammen war jedes beschäftigt, die Wünsche des

Andern in seinem Auge zu lesen, und sie zu erfüllen, bevor sie noch geäußert wurden.

Mit herzlichem Verlangen sah sie dem Frühlinge entgegen, um durch die mannigfaltigen Freuden, welche die wieder erwachende Natur gewährt, sich und ihm die Idylle ihres einfachen Lebens zu verschönern. Bis dahin schmückte sie täglich Bondy's, Noiret's und Millinton's Zimmer mit Blumen, durch die Kunst getrieben. Die ihr liebsten, obgleich, dem Scheine nach, nicht die schönsten, kamen in das Gemach des Letztern, und immer mußte sie dieselben so zu stellen und zu ordnen, daß sie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, in der Form ihrer Blüthen, und in dem Spiele ihrer Farben einen bestimmten Gedanken andeuteten. Dieß hieß ihr eine mystische Sprache der Geister der Zeit, wie sie die verschiedenen Sternbilder in ihrer mannigfaltigen Lage, Größe und Bewegung eine mystische Sprache der Geister, des Raumes nannte. Den von ihr bezeichneten Gedanken zu errathen, war die tägliche Aufgabe für Millinton. Sie war innigst erfreuet, wenn er ihn glücklich enträthselte; und lächelte schadenfroh, wenn sie ihr Geheimniß selbst enthüllen, und der große Meister, wie sie scherzhaft sagte, von ihr lernen mußte. Dieß war oft der Fall; denn bis jetzt hatte er sich nur, so weit es bey seiner treuen Anhänglichkeit an den Katholicismus möglich war, bis zur Mystik des kirchlichen Cultus und der Kunst erhoben, das Mystische in den Erscheinungen der Natur und in der freyen Geistesthätigkeit der Menschen, wodurch ihr schon lange die ganze Sinnenwelt nur als ein Gegenschein des Unendlichen erschienen war, fing er erst jetzt an, durch die Liebe zu ahnen.

Mehrmahls hatte dieß zum Gegenstande i
Unterredungen gedient; es war der sehnlichste Wu
ihres Herzens, ihm den Standpunkt zu beleuch
aus welchem sie von den Dingen die mystische An
vor allen übrigen faßte; es war ihr Bedürfniß
Anschauungen ihres innern Sinnes wo möglich
durch sein Einverständniß bestätigt und bewährt z
hen. Nach mehrern mißlungenen Versuchen sich
deutlich und begreiflich zu machen, führte sie ihn
den Spiegel und sprach: „Vergessen Sie, daß
mich jemahls, daß Sie je ein weibliches Wesen
sehen haben; vergessen Sie alle Umgebungen, in
chen Sie sich diesen Augenblick befinden, denken
sich ganz allein da; den Spiegel betrachten Sie
Ihr Bewußtseyn, welches Sie durch eine höhere M
verlassen, und Ihrem äußern Sinne sich darge
hat: Was erblicken Sie in ihm?“

„Mich selbst und einen Engel des Himme
antwortete Millinton.

„Ihr Sinn trüget Sie; weder das Eine
das Andere können Sie sehen.“

„Also ihre Gestalt.“

„Nicht einmahl diese; denn sie ist unzertren
von ihrem wirklichen Gegenstande.“

„Vielleicht den Gegenschein von der Ges

„Wenn Sie mir glauben wollen, nur ihn. Lassen Sie uns annehmen, jener Spiegel begrenzte und schlösse Ihren ganzen Gesichtskreis, so, daß Sie über und unter, neben und außer ihm und sich selbst, schlechterdings nichts mehr sehen könnten; nun aber zöge die ganze sichtbare Welt mit allen ihren Geschöpfen und Erzeugnissen, wovon Sie nie etwas gesehen hätten, vorüber, was würden Sie dann im Spiegel sehen?"

„Freylich wieder nichts anders, als den Gegenschein der Gestalten aller Dinge."

„Allmählig oder auf ein Mahl?"

„Unstreitig nur allmählig."

„Mithin in einer bestimmten Zeitfolge; und Sie würden sowohl die Gegenscheine als die Zeit am Ende gar für etwas Wirkliches halten?"

„Höchst wahrscheinlich."

„Sie würden Ihr Fürwahrhalten, wie immer, wider mich vertheidigen, wenn ich Ihnen unsichtbar zuriefe:" „„Du siehst überall nur das Scheinbare, nicht das Wirkliche!""

„Könnt' ich anders?"

„Sollt' es denn dem Manne so schwer werden, sich über das Zeugniß seines äußern Sinnes und über

das Urtheil seines Verstandes emporzuschwingen? Ich will Ihre Gefälligkeit noch ein wenig benutzen; denken Sie sich mit jenem Spiegel jetzt völlig als Eins, er soll Ihr Bewußtseyn nicht mehr vorstellen, sondern es selbst seyn; wo sehen Sie den Gegenschein von meiner Gestalt?"

„Natürlich nur in meinem Bewußtseyn."

„Was sehen Sie noch?"

„Nichts weiter."

„Und doch ist in diesem Momente sehr viel Wirkliches in mir vorgegangen. Ich habe eine ganze Reihe von Ideen überschauet, habe mich bis zur Idee des Unendlichen erhoben, habe diese auf Sie übergetragen, und in der Schönheit Ihres Geistes versinnlicht, mit andächtigem Wohlgefallen betrachtet, warum haben Sie von diesen Wirklichkeiten nichts wahrgenommen?"

„Weil nichts davon in meinem Bewußtseyn wiederstrahlte."

„Sie glauben aber doch meinem Zeugnisse, und würden sich den Inhalt desselben, wenn ich ihn umständlich erzählte, auch durch das Bewußtseyn aneignen?"

„Sogar in mein Wesen würde ich ihn verwandeln."

„Sie glauben also auch, daß selbst in der Sinnenwelt, so wie in und außer Ihnen unendlich viel Wirkliches vorhanden ist, was im Bewußtseyn sich nicht abbildet, wovon der äußere Sinn nicht zeuget, und was über alle Begriffe und Urtheile des Verstandes erhaben ist?"

„Das will ich glauben."

„Wo hätten Sie diesen Glauben?"

„In meinem Gemüthe."

„Gesetzt, mein Ich mit allen seinen Anschauungen verträte die Stelle Ihres Geistes; meine Erzählung wäre nur ein Symbol meines Strebens, geistig auf Sie einzuwirken, wie könnten diese Einwirkungen in Ihrem Gemüthe einen Glauben hervorbringen?"

„Ohne Zweifel dadurch, daß sich dieselben in meinem Bewußtseyn reflectirten, und mein Gemüth ihren Gegenschein beschauete."

„Wie aber, wenn mein Geist und alle mögliche Geister nur der einzige All-Geist wären, und dieser seine einzig wahren und wirklichen Anschauungen in unserm Bewußtseyn nach dem Maaße seiner Empfänglichkeit, reflectirte?"

„Ich errathe nicht, was Sie daraus folgern wollen."

„Nichts Geringeres, als daß es für mich wirklich so ist. Ich sehe in der ganzen Menschheit nur das Leben und Wirken Eines Geistes, den man meinetwegen Gott, Universum, All und Ein nennen mag. Kein Mensch hat in meiner Idee einen eigenthümlichen, individuellen Geist; der unendliche All und Ein-Geist wirkt durch das Bewußtseyn auf alle Menschen."

„Ich erstaune über die Art und Weise, wie Sie den Plato und den Pater Malebranche in sich zur Eintracht zwingen."

„Ich suche in Ihnen den Künstler, nicht den Gelehrten, der nicht ehe Ruhe findet, als bis er alles unter Begriffe, Nahmen und Classen gebracht hat, und dann recht viel zu wissen glaubt. Der Künstler mag nun den ihm so lästigen Spiegel aus dem Rahmen seines innern Sinnes wieder herausheben. Denken Sie sich ihn als einen völlig unbegrenzten, unermeßlichen gestaltleeren Raum, hinter sich das ganze sichtbare Weltall, sich selbst, blind geboren, diesen Augenblick aber das Gesicht erhaltend: würden Sie die wirklichen Dinge selbst oder nur ihren Schein überschauen?"

„Ganz gewiß nur den letztern, und ich würde ihn auch für Wirklichkeit halten."

„Wir möchten also wohl einiger seyn, als es scheinet. Wir sehen von allen Dingen nur den Gegenschein, sehen ihn nur durch den Spiegel unsers

Bewußtseyns, sehen ihn nur in der Zeit und im Raume, die gleichfalls nichts Wirkliches, sondern bloß eine Abbildung der allmähligen und sich ausdehnenden Thätigkeit unsers innern Sinnes sind. Dieß ist genug; das Mystische meiner Nelken, Rosen, Hyacinthen und Jonquillen, wodurch meine Seele so gern zu Ihnen spricht, was sie aus den Sternen vernimmt; das Mystische aller sinnlichen Erscheinungen, das Mystische des sichtbaren und unsichtbaren Weltalls, dessen herrlichen Gegenschein ich am liebsten nur in Ihnen, mein Millinton, beschaue, ist gerettet. Sie müssen es mit mir liebgewinnen, oder wenigstens in mir dulden. Ich erkenne außer dem Spiegel meines Bewußtseyns überall nichts, in demselben nur das, was sich in ihm aus den unaufhörlichen Einwirkungen des All- und Eingeistes allmählig oder neben einander reflectiret. Ich sehe lediglich den Gegenschein ihrer Gestalt, in dieser nur das Abbild einer göttlichen Idee, in dem Abbilde bloß die Umrisse der Idee des Unendlichen und in ihnen nur den Abglanz des Ewigen. Die ganze Sinnenwelt ist mir nichts weiter, als ein Gegenschein des Universums, nur dieß offenbaret sich mir durch alle Gestalten, nur seine Thätigkeit erschallet mir aus allen Tönen, nur seine Mysterien versinnlichen sich mir durch alle Formen, Zeichen und Bilder."

Sie war unter diesen Worten so innig von Andacht und Liebe durchdrungen, die Macht und Verklärung der Religion strahlte aus dem Himmel ihres Auges so anmuthig und begeisternd, daß Millinton, seiner ganz vergessend, sie an sich zog, in

seine Arme schloß, und in der Seligkeit des ersten Kusses klar empfand, wie echte Liebe nur das Reinmenschliche umfaßte, und im Unendlichen jeder Unterschied des Geschlechtes verschwände.

Als sie ein anderes Mahl im traulichen Gespräche die Idee der ewigen Fortdauer ihres liebenden und in einander wirkenden Seyns fest hielten, und Theresia sich dabey den kühnsten Flügen ihrer Phantasie überließ, da glaubte der besorgte Millinton, sie vor Verirrungen und Sturz zu rechter Zeit noch warnen zu müssen, damit nicht auch sie, wie unzählige fromme Seelen, dem verderblichsten Wahne der Schwärmerey, der nur in Erscheinungen und Träumen leben will, ein viel zu kostbares Opfer falle. Allein ihre folgenden Aeußerungen befreyeten ihn von seiner Angst.

„Fürchten Sie nichts,“ sprach sie, „von meinem Glauben an die innern Offenbarungen des Geistes und an die Kraft des Gemüthes, in seiner Entäußerung aller Fesseln der Sinnlichkeit abzustreifen. Aus diesem Glauben fließt mir nicht der Wahn, sondern die lebendig empfundene Gewißheit, daß unser innigst verbundenes, reines und eigentliches Ich, unabhängig von Zeit und Raum, in einwirkender Beziehung bleiben werde und müsse. Derselbe All- und Eingeist wirkt auf und in uns beyden, und unsere Seelen sind nichts weiter, als Eine, nur durch das Bewußtseyn scheinbar entzweyte Individualität derselben. Lassen Sie mich demnach auch immer Erscheinungen wahrnehmen; sie werden mich bey meiner Kenntniß

ihres Ursprunges nie verblenden oder äffen. Es ist möglich, daß der Geist in gewissen Augenblicken mit außerordentlicher Macht in gerader Beziehung auf mich in ihrer Seele wirken, und diese Einwirkung sich in der meinigen allergreifender ankündigen könne. Geschieht es, so entstehet das in mir, was man plötzliches Gefühl der Ahnung, der Sehnsucht, Wehmuth, und dergleichen nennt. Jene Einwirkung kann so gewaltig werden, daß sie das Bewußtseyn zu einem sonst unerreichbaren Grade von Stärke und Klarheit erhebt und die Phantasie zur schaffenden Thätigkeit unwiderstehlich auffordert. In ihrem kräftigsten Schwunge bildet nun diese, gleichviel ob im träumenden oder im wachenden Zustande, sogar Gestalten, welche im Schlafe aus dem Gebiethe des innern Sinnes nicht heraustreten, im Wachen aber sogar als sichtbare Wirklichkeiten sich zeigen können, weil unter einem so starken Drucke der erhöhten und thätigen Phantasie die Verwirrung, Verwechselung, oder Ineinanderfliessung des innern und äußern Sinnes unvermeidlich ist.

„Dieß", fuhr sie fort, „ist mir die eigentliche Genesis aller Visionen; mir soll jede willkommen seyn, und nie werde ich den Glauben des Andern an die seinigen bestreiten, so lang er den meinigen nicht fordert. Sie sind der Abglanz dessen, was die Einwirkung des Geistes in seiner Seele unsichtbar hervorgebracht hat, sie sind das versinnlichte Bild der Ideen, zu deren Anschauung sein Gemüth hingerissen worden ist, für ihn haben sie die Wahrheit

des Gegenstandes und die Wahrheit der Anschauung."

„Sie warnen mich vor Träumen; meine Ansicht davon soll Sie beruhigen. Ich halte sie für die Mystik unsers symbolischen Lebens, und sie sind mir nichts mehr und nichts weniger, als von der Phantasie geschaffene Bilder des freyen, von Zeit und Raum losgebundenen Seyns der Seele. Jeder Traum ist in sich ein vollendetes, genau zusammenhängendes Ganzes: seine scheinbare Ungereimtheit liegt nicht in ihm, sondern in uns. Raum- und zeitlos reflectiret die Seele ihr innigstes Leben fort; aber nur die seltsamsten und auffallendsten Aeußerungen desselben können sich bildlich in dem begränzten Bewußtseyn abspiegeln."

„Das will Ihnen nicht einleuchten; sehen Sie dort die vier Gemählde von Alexanders Schlacht am Granikus, von Poussin. So wie sie geordnet sind, herrscht der strengste Zusammenhang und die richtigste Einheit im Mannigfaltigen des Ganzen. Nun lassen Sie aber einen Künstler hereintreten, der sie nie gesehen hat, und auch den historischen Inhalt derselben nicht kennt; schnell soll er sie überschauen und dann aus dem Gedächtnisse die vier Bilder in eine einzige kleine Zeichnung, etwa auf ein Quartblatt, zusammenfassen. Er wird unstreitig aus jedem bloß die Hauptfiguren, und von diesen auch lediglich die kräftigsten Züge, die er gleichsam nur im Fluge haschen konnte, in seine Zeichnung übertragen. Wir wollen hernach darunter schreiben, Alexan-

ders Schlacht, nach Poussin gezeichnet; und die ganze Welt wird sich über die alberne Erfindung und Composition nicht genug verwundern können. Die vier Bilder sind das freye Leben der Seele, während der Abspannung des Körpers im Schlafe. Der copierende Künstler ist die Phantasie, das Quartblatt das Bewußtseyn, die Zeichnung das wunderbare Ding, was wir für den vollständigen Traum halten. Könnten wir ihn aber auch wirklich in seiner Vollständigkeit in das Bewußtseyn aufnehmen, so würden wir uns dennoch irren, wenn wir einen treuen Abdruck jenes übersinnlichen geistigen Lebens in ihm zu sehen glaubten. Er ist auch in seiner höchsten Klarheit und Bedeutsamkeit bloß eine Versinnbildung desselben. Die Beschaffenheit, die Richtung, die Zusammenstellung, das Colorit, das Licht und den Schatten der Sinnbilder kann und muß die Phantasie nur aus der Individualität der Seele des Träumenden entlehnen. Wir wissen, daß Julius Cäsar Vanini sein mühseliges Leben in Noth und Dürftigkeit bis zum Scheiterhaufen hingeschleppt hat; es mochte ihm oft von der Entdeckung verborgener Schätze geträumt haben, indem seine forschende Seele einen neuen Strahl der Wahrheit sah und faßte; und wahrscheinlich hörte er im Traume den Chorgesang der Mönche, während sie in der Beschauung des Universums die Ideen zu jenem erhabnen Hymnus an die Gottheit ordnete, für welchen allein ich ihn in meinem Himmel heilig spreche. In ihrem eigentlichen wahren und innigsten Leben ist die Seele weder durch Bilder noch durch Wortgedanken thätig; beydes sind sowohl im wachenden Zustande als während

des Schlafes nur *Symbole der unbedingtesten* Seelenthätigkeit und der *reinen* Gedanken.'

*Millinton* konnte bey seiner katholischen Rechtgläubigkeit und schulgerechten Metaphysik dieß alles nicht fassen, doch hielt er es bey *Theresia* für unschädliche Schwärmerey. Mehr Eindruck machte auf ihn der Werth, den sie auf *Vanini's* Hymnus legte; dieß war ihm Sporn genug, ihn heimlich ihr zu entwenden, und in Musik auf das Clavier zu setzen. Die vereinigte Begeisterung der Religion, der Kunst und der Liebe gab diesem Werke den entschiedensten Vorzug über alles, was er bisher gemacht hatte. Es war das Erste, was er nur ihr und für sie schuf. Nach einigen Tagen überraschte er sie damit, und sie belohnte ihn mit ihrem Bilde, welches *in der Gestalt und im Ausdrucke* der *Eurydice*, als sie ihren *Orpheus* in der Unterwelt zum ersten Mahl erblickte, von ihr selbst, vor dem Spiegel für ihn gezeichnet war.

Unter diesen und ähnlichen Unterhaltungen hatten sie sich bereits eine Reihe schöner Tage verewigt, als *Millinton* unerwartet von dem Musikdirector *Charpentier* ein Schreiben erhielt. „Da er nun angefangen hätte," so so lautete sein Inhalt, „wie es seiner Majestät zu ihrem allerhöchsten Wohlgefallen bekannt geworden wäre, sein Talent auch in Privatgesellschaften nach Verdienst glänzen zu lassen, so befehle der König, daß er den 13ten Februar in der Opera, *Pluto* und *Proserpina*, die Rolle des *Pluto* übernehme. Seine Majestät erwarteten nichts

weniger, als eine wiederhohlte Anweisung auf Messen oder Requiem's, sondern unbedingten Gehorsam; wogegen sich der Monarch vorbehielte, des bescheidenen Künstlers in Gnaden zu gedenken."

Millinton errieth in dieser Zumuthung die Rache der Frau von Maintenon, und er wagte es, auf Leben und Tod mit ihr zu kämpfen. Ohne irgend jemanden in Fontenay von der Sache etwas merken zu lassen, schrieb er folgendes an Charpentier:

Wo Zwey oder Drey im Nahmen des Herrn versammelt sind, dort ist er mitten unter ihnen, dort ist eine Kirche, dort huldiget der religiöse Sinn dem Ewigen, und dort bin auch ich zu jeder Zeit bereit, mit meinem Talente zu dienen. Dieß war der Fall in Fontenay, wo fromme Kinder mit einem Feste der kindlichen Liebe, und ein Engel des Himmels in sinnlicher Hülle mit dem reinsten Opfer des Dankes einen würdigen, siebzigjährigen Greis erfreuen wollten. Ich konnte eben so wenig die gottselige Tendenz des Festes verkennen, als meine thätige Theilnahme an demselben versagen. Ich befand mich in einer andächtigen Versammlung, in keiner Privatgesellschaft, wie sie die lange Weile zusammen zu treiben pflegt. Ein heiliges Gesetz verbiethet mir, je ein Theater zu besuchen; und es steht geschrieben, man sollte Gott mehr, als dem Menschen gehorchen. Ihnen, mein Herr, stelle ich es nun anheim, in wiefern Sie es gerathen finden, dieß Ihren König wissen zu lassen von einem Manne, dem die ganze Welt of-

sen steht, und der überall keiner andern Gnade bedarf, als der des Allerhöchsten, den ich für den König und für Sie bitte."

Denselben Abend noch war dieser Brief in Charpentiers Händen. Am folgenden Tage, als Theresia Millintons Zimmer nach ihrer Weise mit Blumen zierte, überfiel sie plötzlich eine Angst und Bangigkeit, welche sie den ganzen Tag hindurch quälte. Für alles unempfindlich, konnte sie nirgends Ruhe oder Aufheiterung finden. Erst am Abende beym Mahle, als Millinton zufällig die Begebenheit erzählte, ward sie die Ursache ihrer Verstimmung inne, sie ahnete Unglück, ob sie gleich eben so wenig, als der alte Graf, den Schritt ihres Geliebten mißbilligen konnte.

Nach Mitternacht erschien ein Lieutenant mit einem Wagen und vier Mann Wache zu Fontenay, um den verdächtig gewordenen Engländer in die Bastille abzuhohlen. Er wurde dem Grafen gemeldet, dieser führte ihn zu Millinton, welcher, die ihm vorgelegte geheime Order der weiblichen Rache keines Anblickes würdigend, mit seiner Gemme, Theresia's Bilde und einigen Blumen seinem Schicksale folgte. Alles, was ihm sonst, sowohl in Fontenay als in Paris, noch angehörte, vertraute er Bondy's freundschaftlicher Verwahrung an. Des Morgens erfuhr die Liebende den Vorfall, und sank, von Schmerz betäubt, in Noiret's Arme.

## Sechstes Capitel.

Der biedere Graf faßte den Entschluß, sogleich nach Paris zu reisen; Theils um die dort befindlichen Papiere, Kunstwerke und andere Geräthschaften Millinton's nach Fontenay bringen zu lassen, Theils um alle seine Freunde zum Besten des Unschuldigen in Bewegung zu setzen. Theresia und Noiret hatten ihn dahin begleitet; und fest war es bey ihm beschlossen, die Hauptstadt nicht ehe zu verlassen, als bis er seinen Gastfreund wieder in Freyheit umarmte. Vor allem war es nöthig, die eigentliche Quelle der despotischen Verfügung über denselben zu erfahren, und hierin leistete der Abbee die besten Dienste. Nach seiner sichern Kunde, wußte der König nichts von der ganzen Sache, die Anforderung an Millinton sowohl, als der Verhaftsbefehl, war lediglich das Werk der Frau von Maintenon; bey ihr allein mußte daher auch für seine Befreyung gearbeitet werden. Ihre Erbitterung wider ihn war indessen so heftig, daß sie alle Verwendungen mit Unwillen zurückwies, und zuletzt erklärte, sie würde jedermann für die Zukunft den Zutritt zu ihr versagen, der es wagte ihr auch nur den Nahmen des verhaßten Flüchtlings zu nennen.

Nun sollte Fenelon, der eben jetzt vom Könige zum Erzbischofe von Cambray war ernannt worden, seinen Einfluß bey Hofe und das Ansehen seiner Verdienste für den Unterdrückten geltend machen; aber er verweigerte seine Vermittelung aus Gründen, deren Gültigkeit selbst der Graf und das Fräulein von Seligny anerkennen mußten. Durch den theologischen Eifer des gelehrten Bossuet, Bischof von Meaux, hatte die Frau von Guyon nicht nur den Schutz und die Gunst der Maintenon verloren; sondern auch ihre Mystik war in vier und dreyßig Artikeln zu Issy, als irrig und ketzerisch, verdammet worden. Der Bischof hatte alles Mögliche angewendet, um auch den, an Schulgelehrsamkeit im gleichen, an Geist weit überlegenen Fenelon zur Verfolgung und Verdammung der frommen Frau zu bewegen; doch unerschütterlich war dieser auf seiner Erklärung geblieben, daß er lieber die ihm angedrohte Ungnade des Königs und die Landesverweisung ertragen, als mit der Ungerechtigkeit, die man von ihm forderte, sich beflecken würde. Diese männliche Standhaftigkeit verabscheuete die Frau von Maintenon als stolzen Eigensinn; und schon bereuete sie, daß sie seine Erhebung zur Kirche von Cambray nicht hintertrieben hätte. Wahrscheinlich, dieß fürchtete er, würde sie jetzt seiner Fürbitte für Millinton geneigtes Gehör gegeben, ihm aber zugleich die Verdammung der Guyon zur Bedingung gemacht haben.

Unterdessen wurden allerley schreckliche Gerüchte von dem verhafteten Fremdling von Ohr zu Ohr fort-

ge-

gepflanzt. Er sollte, hieß es, im Solde der Feinde des Stuartischen Hauses in England stehen, um ihren Absichten in Paris zu dienen. Seine Theilnahme an dem katholischen Cultus wäre nur Maske; in seinem Herzen sey er der eifrigste Anhänger der Englischen Kirche. Jacob's des II. mißlungene Landung in Irland setzte seine Verrätherenen außer allen Zweifel; und kurz vor seiner Verhaftung sollte er mit nichts geringerm umgegangen seyn, als den vertriebenen König und seinen Sohn auf was immer für eine Weise, aus dem Wege zu schaffen.

In Boudy's Familie wurden alle diese Erdichtungen der Bosheit und Niedrigkeit nach Gebühr verachtet, und man bewies sich nur um so thätiger, sie durch die Bewirkung seiner Freyheit auf das Kräftigste zu widerlegen. Millinton wurde in der Bastille auch als Staatsverbrecher behandelt, alle Schreibmaterialien waren ihm versagt, er sah niemanden, als den wachhabenden Offizier, der ihm über nichts Rede stand, kein Mensch wurde zu ihm gelassen; alle Nachrichten, Tröstungen und Gaben der Freundschaft, welche ihm den Druck des Schicksals erleichtern sollten, wurden zurückgewiesen, und alle Versuche der Bestechung blieben ohne Erfolg.

Theresia betrachtete sich als die Quelle seiner Leiden, und in dieser Ansicht verstärkte sich der Schmerz der ihrigen. Sie schöpfte wieder einige Hoffnung, als sich endlich auch Sophiens Gemahl, der allgemein geachtete Herzog von Beauvilliers, entschloß, das Gewicht seiner Fürbitte bey der Frau

von Maintenon zu prüfen; allein auch er wurde von ihr unter dem Vorwande geheimer, noch nicht klar genug ausgemittelter Vergehungen und allerley Staatsrücksichten zum Schweigen gebracht. In Millinton's Schreiben an Charpentier hatte nichts so sehr ihre mißfällige Aufmerksamkeit aufgeregt, als die Worte: „ein Engel des Himmels in sinnlicher Hülle." Sie glaubte darin eine versteckte Verachtung ihrer alternden Reitze zu leesn, und dachte bey jeder Verwendung für das Opfer ihrer Rache, auch mit Unwillen an das Fräulein von Seligny, von dem ihr auch schon sonst manches Rühmliche war erzählet worden. Jetzt, da sie den Verwandten des Mannes, in dessen Hause der Gegenstand ihrer heimlichen Eifersucht lebte, vor sich hatte, konnte sich der Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Neugierde nicht widerstehen. Sie lenkte das Gespräch auf das, zu Fontenay gefeyerte Fest, und verlangte von dem Herzoge eine umständliche Beschreibung desselben. Er mischte dabey manches zum Lobe und zum Vortheile Millinton's mit so vieler Kunst und Feinheit ein, daß er, ohne unangenehme Empfindungen in ihr zu erwecken, nur ihre Aufmerksamkeit auf ihn fest hielt. Von Theresia sprach er in den bescheidensten Ausdrücken, erwähnte nichts von ihrer Gestalt, berührte nur leise die Vorzüge ihres Geistes, und beschränkte sich bloß auf die Bemerkung ihres musikalischen Talentes. Um so begieriger ward sie, den Engel des Himmels in seiner sinnlichen Hülle zu sehen, und wo möglich zu demüthigen. Sie entließ ihn mit dem Auftrage an die

Herzoginn, ihr das Fräulein von Seligny zur gegebenen Stunde vorzustellen.

Theresia bestand einen schweren Kampf, ehe sie sich geneigt erklärte, der Feindinn und Verfolgerinn ihres Geliebten durch Erfüllung ihres Willens zu huldigen; und erst die Hoffnung, daß die Umstände vielleicht das höchste Interesse ihres Herzens begünstigen könnten, besiegte alle Gegengründe ihres gerechten Selbstgefühls. Sie erschien in Sophiens Begleitung, mit dem hinreißenden Ausdrucke der leidenden Liebe, und mit demjenigen anspruchslosen Anstande, welchen keine Kunst der Erziehung, welchen ihr nur der zarteste Sinn für das Schöne, Edle und Anmuthige geben konnte. Frau von Maintenon war gut und achtungswürdig, so oft es ihrem scharfsehenden Geiste gelang, die Macht einer schwärmerischen Frömmeley, oder die gemeine Natur des Weibes in ihr zu besiegen. Gleich der erste Anblick des holden Wesens erstickte ihren verwegenen Vorsatz, sie zu demüthigen. Sie empfing sie mit auszeichnenden Merkmahlen des Wohlgefallens und Wohlwollens. Nach einigen Redensarten über die Begebenheiten des Tages wendete sich das Gespräch auf Corneille's und Racine's Trauerspiele, wobey Theresia ihr feines Kunstgefühls im schönsten Lichte der Weiblichkeit glänzen ließ. Bald kam die Rede auf die nächstens aufzuführende Oper. Ein Auszug davon lag auf dem Claviere, die Musik war von Bassani, das Fräulein ward ersucht, die Ouvertüre zu spielen, und Frau von Maintenon konnte

eben so wenig ihrem Ausdrucke, als ihrer Fertigkeit die Bewunderung versagen.

Sie setzte sich nun selbst zu dem Instrumente und schlug das Recitativ mit der darauf folgenden Arie auf, in welcher Proserpina, von den Reihen der tanzenden Nymphen entfernt, und mit Blumenpflücken beschäftigt, ihre Gefühle und Ahnungen ankündigte. Sie begleitete mit ihrem Spiele Theresia's Gesang, und sprach sodann selbst der berühmten, jüngst aus Italien berufenen Laura Fredi die Fähigkeit ab, sie in der Präcision, Kraft und Schönheit des Vortrages zu erreichen. Der Probierstein des echten Kunstgenies war in dieser Oper das Recitativ der Proserpina, in dem Augenblicke als die Erde erbebt, Pluto aus tiefer Kluft mit furchtbaren Rossen erscheint, die Tochter der Ceres ergreift, und auf einem goldenen Wagen zur Unterwelt entführt; so wie die Arie, in welcher sie bey ihrer Ankunft im Orcus ihre Klagen vor den Höllenrichtern erschallen läßt. Auf Verlangen der Frau von Maintenon trug Theresia beydes vor, und verwandelte durch ihre genaue Kenntniß der Gemüthsbewegungen und des Tones, der jedem Affecte eigen ist, Text und Satz in die eindringliche Sprache eines tiefempfindenden Herzens. Bittend äußerte jetzt jene den Wunsch, irgend etwas von ihrer eigenen Composition zu vernehmen. Ihr Herz wählte, was sie nach dem ersten Kusse Millinton's im höchsten Entzücken der Liebe gesetzt hatte, und was auch ihrem gegenwärtigen Zustande das angemessenste war, Pe-

trarcha's 130stes Sonnet mit einigen Abände-rungen.

In welchen Himmelskreisen und Ideen
Fand die Natur das Urbild, zu gestalten
Sein herrlich Antlitz, wo ihr hehres Walten
Dort oben, sie hienieden lässet sehen!
Wer fühlt in seines Geistes sanftem Wehen
Sich von der Macht des Ew'gen nicht gehalten,
Und Gottes Bild im Innern sich entfalten?
Wiewohl ich nur im Sehnen muss vergehen.

Der schaut vergeblich nach dem göttlich Schönen,
Deß Blick nie zu den Augen ist erwachet,
Wie sie in Wehmuth glänzend sich verschönen;
Nicht weiß, wie Liebe heilt und Wunden machet;
Wer nicht weiß, wie sie seufzt in süssen Tönen,
Und wie sie lieblich spricht und rührend lachet.

Ueberwältigt von dem Zauber der Schwärmerey, welcher in Musik und Gesang herrschte, ergoß sich die Begeisterung der Frau von Maintenon in einen Strom von Lobeserhebungen, welche Theresia mit der sittsamsten Miene und in den bescheidensten Aeußerungen von sich ablehnte, und auf das Verdienst ihres letzten Lehrers, den sie unlängst verloren hätte, hinleitete.

Ohne Aufforderung, seinen Nahmen zu nennen ward sie gebethen, was sie etwa von den Werken dieses seltnen Mannes auswendig wüßte, vorzutragen. Sie spielte und sang ihres Millintons Salve Regina. Die Frau von Maintenon hatte es noch nie gehört, der erhabne Geist der Composition und

die Innigkeit des religiösen Gefühls, mit welchem sie vorgetragen ward, erweckte auch in ihr die reinsten Empfindungen der Andacht und Gottseligkeit; sie ersuchte das Fräulein von Seligny um eine Abschrift, welche sie recht bald zu erhalten wünschte, worauf Theresia folgendes erwiederte:

„Mit Freuden würde ich Ihr schmeichelhaftes Verlangen meinem Meister vortragen, wäre mir das Glück beschieden, ihn je wieder zu sehen und zu sprechen. Sicher würde er ihren Kenner-Beyfall zu verehren, und durch die behendeste Dienstfertigkeit noch mehr zu verdienen wissen. Verzeihen Sie es aber dem pflichtmäßigen Gefühle der Dankbarkeit, in welchem ich mich nicht berechtigt glaube, über sein ihm liebstes Kunstwerk eigenmächtig zu schalten und zu walten.“

„Sie haben Recht, gute Seele;“ versetzte die Frau von Maintenon, „ich ehre Ihre Gesinnung, und werde mich an ihn selbst wenden; sagen Sie mir nur seinen Nahmen und seinen Aufenthalt.“

Beydes dürften Sie vom Herzoge von Beauvilliers am zuverlässigsten erfahren; dem einfachen Landmädchen möchte es wohl nicht geziemen, mit berühmten Nahmen zu prangen, und bey Hofe Künstler zu empfehlen.“

„Es soll aber diesen Augenblick nur von dem feinen Landmädchen abhängen, ob ihre Bescheidenheit

hinfort im Range einer Staatsdame am ersten Hof Europa's glänzen wolle."

„Schwerlich könnte die Nachtviole in einem Kranze von Tulpen, Rosen und Lilien gefallen; und schnell verwelkt die schwache Anemone unter den heißen Strahlen der Mittagssonne."

„Nur wenn sie im Treibhause durch Kunst erzeuget worden ist, von der Natur gepflegt, darf sie die Sonnenhitze nicht fürchten, und auch im Kranze wird die Pracht der Tulpen, Rosen und Lilien ihre Anmuth nicht verdunkeln. Im Ernste, Fräulein von Seligny, ich würde unsere Bekanntschaft unter die schönsten Ereignisse meines Lebens zählen, gelänge es mir, Sie für den Hof zu gewinnen. An mir fänden Sie eine Freundinn, welche die Vorzüge der Unschuld und das Verdienst der Wahrhaftigkeit zu würdigen und zu schützen weiß."

„Dann werden Sie auch mein Bekenntniß gnädig aufnehmen, daß mir die Pflicht, dem ehrwürdigen Greise, der bis zu dieser Stunde mir Vater war, den Abend seines Lebens zu verschönern, nicht nur angenehm, sondern auch heilig und unverletzlich ist. Ruft ihn der Ewige zur Ruhe, dann —

Dann folgen Sie meinem Wunsche und der Bestimmung, zu welcher Sie Natur und Tugend geweihet zu haben scheinen; nicht wahr, gutes Kind?"

„Nur der Bestimmung des treuen Kindes, die mich nach Perroy am Genfer See zu dem Grabe meiner Eltern ruft, um dort in ihrem Geiste fortzuwirken."

„Wie, Sie wollten Frankreich, Sie könnten Ihr Vaterland verlassen?"

„Bis jetzt war mir das kleine Fontenay ganz Frankreich. Wie möchte auch das häusliche Mädchen in ihrer Ansicht oder in ihrer Liebe ein ganzes Reich zusammenfassen? Ihr Vaterland kann überall nur eine Familie seyn."

„Sie sind doch öfters in Paris?"

„Nur in der Familie des Grafen von Bondy."

„Gleich viel; auch aus diesem kleinen Kreise müssen Sie bemerkt haben, daß die prächtige Residenz Ihrer Einöde am Genfer See weit vorzuziehen sey."

Auf diese Bemerkung konnte ich nicht füglich mehr verfallen, seitdem mir glaubwürdige Menschen versichert haben, daß selbst die edle Frau von Maintenon sich nirgends glücklicher fühle, als zu Saint Cyr in ihrer fruchtbaren Einsamkeit. Paris kenne ich nur durch den Gottesdienst im Profeßhause."

„Den Sie nach Ihrem Perroy nicht mitnehmen können."

„Doch ist soviel davon in meinem Herzen, daß ich für meine ganze Ewigkeit genug daran habe. Auch Pater Bourdaloue wird zu seiner Stunde Paris und die Welt verlassen; dann müssen wir uns Alle mit den Reliquien seines Geistes begnügen."

„Sie kennen also diesen gewaltigen Redner?"

„Ich verehre in ihm einen Heiligen."

„Daran thun Sie Recht. Gott selbst scheint ihn vorzüglich lieb zu haben, indem er seine Allmacht mit ihm theilet. Mir ist er wenigstens der einzige Mensch, dem ich schlechterdings nichts abschlagen könnte."

„Ich würde mich daher auch nur an ihn wenden, wenn ich eine Gnade mir von Ihnen zu erbitten hätte."

„Den geradesten Weg zu meinem Herzen haben Sie sich schon selbst geöffnet."

„Auch auf dem sichersten Wege thut das Mädchen wohl, wenn sie sich einen weisen und allmächtigen Geleitsmann wählet."

„Möchten Sie doch bald für alle ihre Lebenswege Einen finden, der Ihres unbedingten Vertrauens würdig ist! denn unerträglich ist mir der Gedanke, daß Frankreich Sie verlieren soll."

„Ich werde Sie, wenn Pflicht mich ruft, durch Pater Bourdalone um meine Entlassung bitten."

„Vielleicht finde ich noch früher bey dem liebenswürdigen Fräulein von Seligny einen Fürbitter, der dem Hofe eine Zierde, dem Vaterlande eine musterhafte Frau, und mir eine Freundinn in ihr erhält."

Hiermit zog sich die Frau von Maintenon zurück, und Theresia verließ unter mancherley widrigen Ahnungen, doch wiederum freyer athmend, des Pallastes schwühle Luft.

---

## Siebentes Capitel.

Nur auf die Befreyung des Geliebten bedacht, erbath sie sich gleich am folgenden Tage eine geheime Unterredung mit Pater Bourdaloue. Sie machte ihn mit der eigentlichen Ursache der Verhaftnehmung des Unschuldigen und mit Allem, was bisher vergeblich für ihn war unternommen worden, bekannt. Auch die Unterhaltungen der Frau von Maintenon theilte sie ihm ausführlich mit, und fügte die inständigste Bitte hinzu, daß er nun bey derselben Macht der, ihm von Gott verliehenen Gnade zum Besten eines Mannes wirken lasse, dessen Verdienst er selbst achtete, den der würdige Graf Bondy als Freund liebte, und sie als ihren Lehrer verehrte. Der menschenfreundliche Mann erklärte sich bereit, für den Unterdrückten zu sprechen, und versicherte sie unter der Bedingung, daß man die Wahl des günstigsten Augenblickes ihm ganz anheimstellte, und bis dahin von andern Seiten alle weitern Versuche unterlasse, des erwünschen Erfolges.

Fest auf sein Wort vertrauend, ging sie von ihm weg, und eröffnete erst jetzt dem alten Grafen was sie gethan hatte, um ihn von allen fernern Unterneh,

mungen für Millington, welche seine Feindinn nur noch mehr wider ihn erbittern könnten, zurückzuhalten. Bondy war beruhigt, sobald er die gerechte Sache seines Gastfreundes in so guten und mächtigen Händen wußte.

„Nach einigen Tagen erhielt er und Fräulein von Seligny eine Einladung zur Abend-Assemblee bey der Frau von Maintenon; dort trafen sie den Herzog und die Herzoginn von Beauvilliers, den Präsidenten von Lavardin mit Mathilde, und den Marquis von Mondeville; die übrige Gesellschaft war absichtlich so gewählt, daß sie dem Marquis und dem Fräulein eine Menge Gelegenheiten darboth, sich einander im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Theresia's Seele hatte in Bourdaloue's Verheißungen Ruhe gefunden, ihr Herz hatte in Millintons das Ziel ihrer Wünsche erreicht; hier hatte sie auf nichts zu lauern, nichts zu verlangen, nach nichts zu streben; sie war in der ganzen Versammlung die Offenste und Unbefangenste, mithin auch in ihrer freyen Eigenthümlichkeit die Liebenswürdigste. Dieß, und ihr musikalisches Talent war aber auch alles, was sie zu ihrem Vortheile an sich wahrnehmen lassen konnte und wollte. Mondeville verdiente die Gunst, womit ihn die Frau von Maintenon seit seiner Rückkunft von einer Reise durch Europa und den Orient ganz vorzüglich auszeichnete. Bey voller Jugendkraft war er Mann im edlern Sinne des Wortes, bis zu den feinern Schattirungen des Gatten und Hausvaters war sein Charakter entwickelt und gegründet. Seinen Kennt-

issen fehlte es weder an Umfang, noch an Tiefe, sei-
e Erfahrungen zeigten sich größtentheils zu Einsich-
en veredelt. Unter den reitzendern Gestalten der Na-
ur und den begeisternden Denkmählern der Vorwelt
n Orient hatte sich seine Anlage zur Schwärmerey
ntfaltet, die sein Gemüth zur Auffassung alles Schö-
en und Guten stimmte, so lange es ihm in den hell-
unkeln Formen seiner Kirche erschien; nur über sie
naus konnt' es sich nicht erheben: eben darum blieb
ıch, sowohl seine Weltansicht, als sein Kunstsinn
nselben untergeordnet und einseitig. Sich fühlend
hne Stolz, freymüthig ohne Anmaßung, besonnen
hne Aengstlichkeit, und frohsinnig ohne Frivolität,
ar er gemacht, in Gesellschaften den Ton entweder
zugeben, oder zu leiten; übersehen konnte er nie-
nds und von Niemanden werden.

Um so leichter ward es auch dem Fräulein
on Seligny, ihm nach Verdienst und Würde zu
gegnen. Im Gespräche gefiel ihr seine Feinheit,
arheit und sein Witz, bey dem Instrumente seine
ewandtheit und sein Geschmack, im Verhältnisse zu
: verschonte er sie mit geistloser Bewunderung, scha-
n Lobe und abgenutzten Artigkeiten; und so erwarb
sich das angenehme Vergnügen, daß sie einiges
ohlbehagen an seiner Gesellschaft bemerken ließ, und
ı mit einer Aufmerksamkeit behandelte, in welcher
sowohl als seine Gönnerinn eine nähere Theilnah-
des Herzens zu sehen glaubten, weil Beyden die
tschiedenheit und Freyheit desselben noch verbor-
ı war.

Nun konnte es ihm nicht mehr schwer werden, den Zutritt in das Haus des geselligen Grafen zu erlangen und seine Vortheile weiter zu verfolgen. Von diesem Abende an erschien er täglich; und weder Bondy noch Theresia fanden Ursache, eine Einschränkung seiner Besuche zu wünschen. Letzterer war die geheime Absicht der Frau von Maintenon auf der Stelle klar geworden; ihr allumfassendes Leben in der idealischen Welt hatte zugleich ihren beschauenden Sinn für die Spiele und Gaukeleyen der scheinbaren geschärft. So behutsam und leise demnach Mondeville auftreten mochte, immer wußte sie ihn mit gefälliger Leichtigkeit in derjenigen Entfernung von sich zu erhalten, in welcher er zwar ihren richtigen Tact für feinere Geselligkeit bewundern mußte; aber keinen Strahl der Hoffnung für sein Herz erblickte, und jede Gelegenheit, die Wünsche desselben mit Schicklichkeit zu äussern, sich abgeschnitten sah."

„Er war zu klug, um erzwingen zu wollen, was nur durch freywillige Gewährung für ihn Werth haben konnte, und seine Leidenschaft noch länger zu nähren, sobald ihm die Aussicht zur Erreichung ihres Zieles verschlossen war. Um dieß mit völliger Gewißheit zu erfahren, entdeckte er sich dem Grafen, an dessen Wohlwollen für ihn er nicht mehr zweifeln konnte. Daß Theresia in der Genfer Confession war erzogen worden, und von ihrem Vater den Wink, nie einen Katholiken zu heirathen, erhalten hatte, war außer der Familie des Grafen und dem Abbee Noiret jedermann ein Geheimniß, und sollte es

bleiben, weil man bey Entdeckung desselben die Einziehung der ansehnlichsten Capitalien, welche ihr für die Güter Fontenay und Lussan zugefallen waren, mit gutem Grunde befürchten mußte. In wiefern sie bey einem anständigen Antrage zur ehelichen Verbindung den Wink ihres Vaters als Gesetz für sich betrachten würde, dieß wollte Bondy so ganz ihrem Gefühle überlassen, daß er in vertrauten Unterredungen mit ihr selbst die leiseste Berührung dieses Punktes vermied. Hätte nur erst ihr Herz, so dachte er, für einen Mann entschieden, so würde sie jener wohlgemeinten, aber drückenden Ermahnung des Vaters schon von selbst einen bequemern Sinn unterlegen, oder wenn eine überspannte Zartheit des Gefühls sie deswegen ängstigte, ihn zu Rathe ziehen, wo er dann den schicklichsten Augenblick vor sich hätte, ihr seine Ansicht von der Sache aufzustellen. Eben darum wies er auch jetzt den ihm achtungswerthen Mondeville mit seinem Antrage geradezu an Theresia selbst; allein da dieser ihm vorstellte, wie, nach einem, wohl möglichen, bestimmten Nein von ihr, Bescheidenheit und Anstand ihm verbäthen, fernerhin sein Haus zu besuchen, und auch das Fräulein mit seiner Gegenwart, die ihr dann lästig werden müßte, zu behelligen; so übernahm es Bondy, ihm ehestens über ihre Gesinnung die vollständigste Aufklärung zu verschaffen.

Das nächste Mahl als der Marquis die Gesellschaft des Grafen zeitiger, als sonst, verlassen hatte, äußerte dieser den Wunsch, daß er doch noch eine Tochter besäße, durch welche vielleicht in

Mondeville seiner Familie ein würdiges Mitglied mehr zugeführt werden könnte. Theresia stimmte sehr beredt in alles ein, was er zu dem Ruhme desselben vorbrachte, und dieß berechtigte ihn zu der Frage: „Ob sie diesen Augenblick bloß die Gerechtigkeit, oder auch ein höheres Interesse aus sich sprechen ließ?“

„Kein anderes,“ versetzte sie, „als das des Wohlgefallens an allem Schönen, Guten und Würdigen, wo ich es auch finde.“

„Das Schöne aber“ entgegnete Bondy, erweckt Liebe, das Gute Achtung, das Würdige Verehrung.“

„Doch nicht immer auch für den Gegenstand, in dem es sich ankündiget. Es wäre wohl möglich, daß ich in dem Schönen, Guten und Würdigen, welches mir in Lavardin's Vater erscheinet, auch nur Sie, und in Ihnen wieder nur mein Ideal des vollendeten Mannes liebte, achtete und verehrte.“

„Sie tragen also Mondeville's rühmliche Eigenschaften auf einen andern Gegenstand über?“

„Sagte ich nicht, daß dieß bloß ein möglicher Fall wäre?“

„Mithin auch eben so möglich, daß Sie dieselben in ihm selbst beschaueten, in ihm selbst liebten,

und

und wenn Sie meine Tochter wären, ihn sogar zu Ihren unzertrennlichen Lebensgefährten wählten?"

„Vielleicht; denn das Vorgebirge der Möglichkeiten ist sehr groß, und ich kann Ihnen, bis zur völligen Umsegelung desselben, noch manches zugeben."

„Da Sie nun aber meine Tochter nicht sind, was könnte bey Ihnen sonst noch den Uebergang vom Möglichen zum Wirklichen hindern?"

„Mancherley Syrten und Klippen, welche ich weder aus dem Wege räumen, noch umfahren kann."

„Genug, Theresia, es geziemt mir nicht, Ihnen die geheime Karte Ihrer innern Welt zu entlocken."

„Ich will sie Ihnen selbst mit dem vollen Vertrauen und der grenzenlosesten Offenherzigkeit einer Tochter aufrollen und vorlegen. Da steht vor Allem das Reich meiner Beschauungslust, in welchem Mondeville, bey all' seiner Vortrefflichkeit, mir nur Mittelding, nie mehr selbstständiger Gegenstand werden kann. Dann, der feste, weit über die Wolken hinaufragende Berg der Liebe, auf dessen immer heiterm Gipfel ich nur mit einem einzigen Wesen, nur Ein Mahl, und in Ewigkeit ruhen will. Endlich die schöne, freundliche Insel der Ehe, an welcher ich, als treue Tochter meines Vaters nie mit einem Genossen der römischen Kirche landen darf.

„Möchten Sie doch jenes einzige Wesen bald finden, und mit ihm auch den hehren Gipfel Ihres Weges glücklich erklimmen!"

„Beydes, geliebter Vater, ist bereits geschehen."

„Und der beneidenswerthe Auserwählte?"

„Freuet sich auch ihrer Achtung und Liebe."

„Wo ist er?"

„In der Bastille."

„Der reisende Kunstfreund Millinton?"

„Der reine Mensch, der Geweihte der Kunst."

„Hat er Kunde von Ihrer Wahl?"

„Wahl nennen Sie es? Der Allerhöchste bewahre mein Gemüth vor dem Unglücke einer Liebe, welche die Tochter der Wahl wäre. Was unter der ruhigsten Beschauung des Ewigen und Heiligen und unter den reinsten Gefühlen der Andacht plötzlich in dem Gemüthe erwacht, und mit der Zeit in das Bewußtseyn eingetreten ist, kann unmöglich in seinem Wesen auch in der Zeit erst entstanden seyn. Was hätte, was vermöchte auch der Verstand, den seine Natur an das niedrige Gebieth der Erfahrung und der Begriffe fesselt, in den erhabnen, ihm verschlossenen Regionen der Anschauungen und Ideen zu wählen?"

„Sie haben aber doch Ihr Innerstes dem Geliebten geoffenbart?“

„Ohne Worte sind wir unsere Liebe und Vereinigung inne geworden.“

„Ich zittere, Theresia, für Ihre Ruhe, für Ihr Glück.“

„Sie, der alle Dinge nur in der Gesammtthätigkeit des Universums und in ihrem harmonischen Einklange mit derselben betrachtet?“

„Eben darum kann ich auch bey allen Vorzügen Ihres Geistes nicht übersehen, daß er in einem weiblichen, mancherley Trieben und Bedürfnissen unterworfenen Körper eingeschlossen ist.“

„Was hat der Körper, was haben seine Triebe und Bedürfnisse mit der Liebe zu schaffen, die entweder nur im Gemüthe lebt, oder überall nicht Liebe ist. Oder sollte der weise Greis die höchste Weihe der Unsterblichkeit auch nur einen Augenblick mit dem, was Leidenschaft und sinnliche Begierde ist, verwechseln können?“

„Wie, wenn Millinton Mitglied meiner Kirche wäre? wenn er mit dem ganzen Eifer der in seinem Vaterlande verfolgten Parthey ihr anhinge? Wir haben es außer Acht gelassen, seine Gesinnung hierüber zu erforschen.“

„Mag er meinetwegen Mitglied der Römischen oder der Englischen Kirche seyn; der Cultus, an dem er Theil nimmt, kann mit der Religion der Liebe nie in Widerstreit gerathen.“

„Werden Sie also mit ihm an Ihrer schönen, freundlichen Insel der Ehe landen?“

„Unter keiner Bedingung, wenn er katholisch ist; aber lieben werde ich ihn ewig, und jeder andere, mit dem ich mich verbände, wäre betrogen; ich würde nur Millinton in ihm lieben, würde nur gegen die Warnung meines Vaters, eine Heirath, keine Ehe mit ihm schließen.“

„Dieß ist's, Theresia, wovor ich erschrecke. Ich muß offen und mit Hintansetzung aller Rücksichten sprechen, mein ehrwürdiges Verhältniß zu Ihnen verpflichtet, und mein graues Haupt berechtiget mich dazu. Entweder Sie lieben in Millinton nicht ihn, sondern nur Ihre Idee von der Liebe, oder wenn Sie wirklich ihn selbst lieben, die Vereinigung aber durch das Band der Ehe mit ihm ausschlagen, ist Ihr Untergang entschieden. Ich will Ihre Ideen und Ansichten ganz zu den meinigen machen, und in meiner Rede aus dem Kreise derselben nicht heraustreten. Wie das Gefühl der Religion, so will auch das Gefühl der Liebe aus dem Heiligthume des Gemüthes herausströmen, und in dem Gebiethe der Erscheinungen sich darstellen. Sie haben mir selbst bisweilen kundgemacht, welche Klarheit religiöser Anschauungen, welche Wonne der gottseligen Em-

pfindungen, welche Begeisterung zu allem Schönen, Guten, Grossen und Erhabnen Sie unter dem katholischen Cultus in sich gewahr würden; ob Sie ihn gleich sehr richtig nur als Zeichen des Uebersinnlichen, als bloße Hieroglyphen-Sprache betrachteten. Sie haben sich öfters gesehnet, demselben beyzuwohnen, und dadurch verrathen, daß es auch Ihrem gottseligen Sinne Bedürfniß sey, seine Anschauungen und Gefühle in äußere Formen zu übertragen, um sich dadurch die wonnevolle Empfindung seines innern Seyns und Lebens zu verstärken. Was dem religiösen Gefühle ein äußerer Cultus, das ist dem Gefühle der Liebe die Ehe; das Eine wie das Andere muß ohne das ihm angemessene Mittel seiner Ergießungen ersterben, oder der Glaube an das Daseyn desselben ist Täuschung. Wie der Cultus, so ist auch die Ehe in ihrem Wesen nicht das Wirkliche, Höchste und Heilige selbst, sondern nur das Symbol desselben unentbehrlich für unsern vermischten Zustand von Geistigkeit und Sinnlichkeit. Doch Sie wollen sich im hohen Aufschwunge Ihres Geistes zur Idee der Liebe von aller Ein- und Mitwirkung der Sinnlichkeit lossagen; wie wenig Ihnen aber dieß auch bis jetzt nur gelungen sey, möchten Sie wohl schwerlich sich selbst verhehlen können. Klar ist mir nun Ihr Gram, Ihr Trübsinn, Ihre Schwermuth, durch welche sich die Leiden Ihres Herzens offenbarten, seitdem unser Freund unter dem Drucke eines rachgierigen Weibes seufzet. Nicht das bloße Mitgefühl, auch die schmerzliche Entbehrung seines Anblickes und seines vertrauten Umganges ist die Quelle derselben. Die Anschauung der Liebe kann sich mit den bloßen Vor-

stellungen der Phantasie nicht begnügen, sie strebt auch durch die Sinne nach befriedigender Erweiterung. Eben so wird die Vereinigung der Geister sich fühlbar äussern und versinnbilden wollen; und dazu ist kein anderes Mittel vorhanden, als die Ehe."

„Wie aber, wenn selbst dieß noch zu schwach wäre, das immer höher strebende Verlangen zu befriedigen?"

„An der unübersteiglichen Grenze des Gesetzes der Naturnothwendigkeit erlischt jedes Verlangen."

„Und das Gesetz der Freyheit sollte weniger mächtig seyn, als jenes, wenn es das Gemüth unmittelbar vor die äußere Verbindung zur Ehe als unbeweglichen Grenzstein für alle Forderungen der Sinnlichkeit hinstellte?"

„Sie vergessen, daß Sie selbst erst vorher die Liebe für eine Tochter der geistigen Nothwendigkeit, nicht der geistigen Freyheit erkläret haben. Als solche übersteiget sie unaufhaltbar das Gesetz der Freyheit, sobald dieses ihr Wesen zu zerstören drohet."

„Irre ich nicht, so scheinen Sie die Ehe als bloßes Mittel zur Versinnbildung der geistigen Vereinigung, in das Wesen der Liebe aufzunehmen."

„Weil aus demselben die Unentbehrlichkeit die

s Mittels folgt. Noch immer lautet meine Rede
us Ihrer, nicht aus meiner Ideenwelt; auch in ihr
t es unstreitig wahr, daß der Körper die sichtbare
orm der Seele sey; daß sich diese von jener wohl
: der Vorstellung, aber nicht in dem Gefühle tren-
n lasse; daß man folglich die Seele nicht ohne ihre
orm lieben könne."

„Nur bitte ich, nicht zu übersehen, daß in mei-
r Ideenwelt zwischen der Liebe und der Begierde
ch Sinnenlust eine ungeheure Kluft befestigt ist."

„Wenn Sie die Liebe nicht etwa zu einer bloßen
ischauung des geliebten Geistes machen wollen, so
üssen Sie dieselbe, in ihrer Tendenz, als ein Ver-
ngen, sich durch Vereinigung in den geliebten Ge-
nstand ganz zu verwandeln, und in ihrer Wirksam-
it, als ein Streben, das Schöne im Schönen her-
rzubringen, anerkennen."

„Das mag sie seyn."

„Das Verlangen kann aber in unserm gegen-
rtigen Zustande nicht ganz erfüllet, das Ziel des
trebens nicht völlig erreicht werden."

„Darum wird die Liebe hienieden nur angefan-
, in der Ewigkeit vollendet."

„Allein gleichwie unser ganzes hiesiges Daseyn
r symbolisch ist, und der Körper überhaupt uns
ß gegeben ward, um das Leben des Geistes im

Reiche der Erscheinungen auszubilden und darzustellen, eben so ist auch der Anfang der Liebe in sterblicher Hülle nur eine Hieroglyphe der Vollendeten in der Ewigkeit; und das eheliche Band ist dazu da, um das, was zur gänzlichen Erfüllung ihres Verlangens, und zur vollständigen Erreichung ihres Zieles nothwendig fehlen muß, wenigstens symbolisch und durch Versinnlichung des Geistigen zu ersetzen. Sie werden mich sehr bald verstehen, wenn Sie das, was ich Ihnen nur als Sinnbild, als Mittel, oder als Folge vor Augen lege, in Ihrer Vorstellung, nicht als die Sache selbst; nicht als Zweck oder als Ursache betrachten wollen.

„Eben weil ich es gerade nur so, wie Sie es bezeichnen, ansehe, dünkt mich, daß meine Liebe dieses bestimmte Symbol gar leicht entbehren, ohne dieses einzelne Mittel füglich bestehen, und auch andere Folgen, als gerade die von Ihnen angedeutete, eintreten lassen könne, wenn Umstände sich zeigen sollten, unter welchen mir der Gebrauch des angegebenen Symbols oder Mittels nicht erlaubt, und die Entfernung der Folge gebothen wäre.“

„Wo etwas das Einzige ist, dort ist es auch das Nothwendige und Unvermeidliche.

„Das Einzige für Viele dürfte deßwegen noch nicht auch das Einzige für mich seyn; vielleicht soll bey mir die eine Nothwendigkeit die andere aufheben. Oder, was sollte ich thun, da ich Millinton zu lieben nicht aufhören kann, und, im Falle er Mit-

gleich der Römischen Kirche wäre, eine äußere Ehe mit ihm nicht schließen darf?"

„Was Sie zu thun haben, das muß, das kann, das wird Ihnen früh oder spät einzig und allein Ihr Herz und Ihre erweiterte Ansicht von der wahren Beschaffenheit der Liebe und des Lebens sagen. Fliegen Sie in der Ideenwelt so hoch Sie wollen und können, Sie werden in der sichtbaren doch endlich der unwandelbaren Ordnung der Natur folgen müssen."

„Bis dahin aber will ich es versuchen, die Sinnlichkeit durch den Geist, und die Natur durch die Freyheit zu veredeln."

Graf Bondy wollte sie nicht weiter verfolgen; am allerwenigsten aber ihre gewissenhafte Ansicht von der Ermahnung ihres Vaters voreilig bestreiten, und den wirksamen Nachdruck seiner Gründe dagegen für die Zukunft, wo ihre Darlegung nöthiger werden dürfte, schwächen: nur Mondeville erhielt von ihm sogleich die Kunde, daß sie liebte, ohne den Gegenstand ihrer Liebe zu erfahren. Er beruhigte sich, so gut er konnte, und setzte seine Besuche in dem Hause des Grafen ununterbrochen fort, denn auch ohne Hoffnung des Besitzes hatte Theresia's Gesellschaft unerschöpfliche Reitze und Annehmlichkeiten für ihn.

## Achtes Capitel.

Unterdessen waren die Feste und Ergetzlichkeiten des Carnevals vorbeygegangen, und man hatte auch bey Hofe wieder angefangen, sich mit der Andacht und mit den Ränken des Jesuiten-Ordens gegen die Lehre der Kirche die Langeweile zu vertreiben; die Angelegenheit der gottseligen Nonnen und der gelehrten Einsiedler von Port-Royal, über welche wiederhohlte Untersuchungen waren verhängt worden, brachte Mannigfaltigkeit in diese Unterhaltungen, und die Schwärmereyen der Frau von Guyon, deren Anhang sich vorzüglich unter den Damen höherer Stände sehr vermehret hatte, diente denselben zur angenehmen Abwechselung. Millinton war vergessen.

Jetzt war auch der Sonntag Lätare zu Fenelon's erzbischöflicher Consecration bestimmt; den geheimen Absichten der Frau von Maintenon gemäß, sollte sie in der Kirche ihrer Abtey zu Saint Cyr verrichtet werden. Sobald sie erfahren hatte, daß Bourdaloue die Rede bey dieser Feyerlichkeit übernommen habe, ließ sie ihn zu sich rufen, um ihm zu derselben ein Thema vorzuschlagen, welches in ihre Wünsche stimmte. Da Fenelon sich zur Ver-

hammung der Frau von Guyon noch immer nicht bequemen wollte, und die geachteten Herzoginnen von Chevreuse und Bethune überall seine apostolische Standhaftigkeit mit siegender Beredsamkeit anrühmten, so sollte er durch eine nachdrückliche Predigt über die bischöfliche Pflicht, die Lehre der Kirche gegen die im Verborgenen schleichende Ketzerey zu schützen, das Gemüth des Volkes und des neuen Erzbischofs erschüttern. Allein unter dem Vorwande, daß diese Maßregel den ehrwürdigen Prälaten nur noch beharrlicher machen würde, da sie ihn hingegen durch eine gnädige Behandlung und verdiente Auszeichnungen weit leichter für ihre Wünsche einnehmen könnte, lehnte er einen Antrag von sich ab, der in dem vorliegenden Falle seiner ganz unwürdig war. Sie mußte das Gewicht seiner Gründe anerkennen, und wagte keinen weitern Versuch mehr, seine Freyheit, zu sprechen, was der Geist ihm eingeben würde, zu beschränken.

Da ergriff er die Gelegenheit, ihr einen geheimen Wunsch des Erzbischofs und des Herzogs von Beauvilliers anzuvertrauen, und dringendst zu empfehlen. Das Ziel desselben war, daß Millinton bey der Consecration zu Saint Cyr eine Messe von seiner Composition aufführen möchte. Er selbst erklärte sich freymüthig für den Freund dieses Fremdlings, dessen Inneres er kennte, und dessen Charakter er achten müßte. Mit unwiderstehlichem Nachdrucke bath er sodann um seine Befreyung, und sie versprach ihm endlich, den König dahin zu vermögen, daß dem Verhafteten sogleich ein gericht-

liches Verhör gewähret würde, welches seine eigene Rechtfertigung forderte da man ihn als einen verschiedener Staatsvergehungen Verdächtigen eingezogen hätte.

Noch an demselben Tage wurden Millinton's versiegelte Papiere in seinem Nahmen den Grafen von Bondy abgefordert und am folgenden Morgen ward er den Richtern vorgeführt, welche den Auftrag hatten, ihn unter der anständigsten Behandlung über seinen bisherigen Lebenslauf zu vernehmen, und seine Aussagen mit den nöthigen Belegen getreu und ausführlich an das Cabinet zu berichten.

Aus diesem Berichte ging hervor, daß er zu Arundel in der Grafschaft Sussex, im Jahre 1660, von katholischen Eltern erzeuget worden, daß er der Neffe des ehrwürdigen, vor fünfzehn Jahren zu London enthaupteten Grafen Stafford, daß sein wahrer Familien-Nahme, Carl Howard, und er jetzt noch der Besitzer eines Vermögens von zwanzig tausend Pfund sey, welche in der St. Georgenbank zu Genua niedergelegt wären. Nach seiner Erzählung hatte er seine Mutter bald nach seiner Geburt verloren; was aus seinem Vater geworden wäre, wußte er nicht; erzogen wurde er in dem Hause seines Oheims. In den frühern Jahren seiner Kindheit war er zu allem, was Lernen hieß, unfähig, bis sich in seinem sechsten Jahre eine stärkere Anlage zur Musik in ihm ankündigte. Mit ihr entfaltete sich sein Geist für alle übrigen Kenntnisse, in welchen ihn Giffard, dermahlen apostolischer Vikar in Eng-

land, so wie Cölemann in der Musik, und Brown in der Zeichenkunst unterrichtete. In seinem siebzehnten Jahre wurde er nach Rom in das Collegium der Engländer gebracht, um seine Studien fortzusetzen, wo er sich aber größtentheils nur mit der Kunst, mit der Kirchengeschichte und mit der theologischen Mystik beschäftigte. Zwey Jahre nach der Hinrichtung des Grafen kehrte er nach London zurück, wo er im Stillen nur den Wissenschaften lebte, bis er in den Unternehmungen des Königs, der sich unklugen und verschmitzten Rathgebern ganz hingegeben hatte, und in der Unzufriedenheit der Nation neue Revolutionen in der Regierung und wiederholte Verfolgungen wider die Römischen Kirchengenossen voraus zu sehen glaubte: dieß bewog ihn, sein Vaterland für immer zu verlassen. So war er vor acht Jahren zum ersten Mahle nach Paris gekommen, von hier nach Italien gereist, und, nach einem fünfjährigen Aufenthalte daselbst, vor einem Jahre in der Hauptstadt von Frankreich wieder angelangt.

Um den Schein seiner Verhaftnehmung zu retten, wurden ihm allerley Fragen, welche dem wider ihn ausgebreiteten Verdachte angemessen waren, vorgelegt. Er beantwortete sie alle zur völligen Befriedigung der Richter; und der Bericht von seiner Unschuld ward eiligst durch die Hände der Frau von Maintenon an den König befördert. Tages darauf wurde ihm seine Freyheit angekündigt und eine königliche Ordre übergeben, welche seine Unbescholtenheit und Rechtlichkeit mit dem Beysatze bezeugte, daß Se. Majestät die Gelegenheit, dem Lord Ho-

ward, ihre Huld und Gnade erkennen zu lassen, nicht übersehen würde.

In Bondy's Familie war man durch Bourdaloue von allem unterrichtet, was sich in diesen Tagen mit dem beliebten Fremdling zugetragen hatte, und Theresia erwartete mit banger Sehnsucht, nach einer Abwesenheit von vier qualvollen Wochen, stündlich seine Ankunft. Er trat herein, da sie mit dem alten Grafen allein saß: und dieser sah in dem überströmenden Gefühle ihrer Wonne und Seligkeit nur zu klar und zu bestimmt, mit welchem Drange ihre geistige Liebe sich in ihrer Tendenz und in ihrer Wirksamkeit zu versinnbilden strebte.

Die Frau von Maintenon bewies sich in der Bekanntmachung seiner geheimen Verhältnisse durch ihre Werkzeuge so geschäftig, daß ihm kaum Frist genug übrig blieb, sie selbst seiner Geliebten und seinem Freunde zu entdecken. Er that es noch an demselben Abende; und Theresia liebte den katholischen Lord Howard nicht mehr und nicht weniger, als den reisenden Kunstfreund Millinton. Desto eifriger bestrebte man sich jetzt in der Stadt, den fein gebildeten, selbst bey Hofe angesehenen Mann vom Stande, den man vorher in dem eigensinnigen Künstler verkannt, gescheuet oder verachtet hatte, an sich zu ziehen; allein Howard blieb ruhig auf seiner Bahn, die ihn immer nur in Bondy's und Theresia's Arme führte.

Bloß seinem Freunde Bourdaloue konnte er es nicht abschlagen, ihn zur geheimen Gemahlinn des Königs zu begleiten. Sie wollte ihn kennen lernen, hatte es aber nicht gewagt ihn geradezu rufen zu lassen. Der würdige Priester bewog ihn zur Willfährigkeit durch die Bemerkung, daß ein edles Gemüth seinem Beleidiger die gesuchte Gelegenheit, ein an ihm begangenes Verbrechen wieder gut zu machen, menschenfreundlich gewähren müßte; nicht weil es ihm, sondern weil es dem Herzen des Schuldbewußten Bedürfniß wäre. Frau von Maintenon war reich an Vorzügen, welche selbst dem strengen Menschenbeobachter Bewunderung und Verehrung abnöthigten. Auch Howard's Achtung ward ihr, während einer geistvollen Unterredung mit ihm, zu Theil; und ihr offenherziges Geständniß, wie oft sie, leider, erführe, daß sie auf ihrem Standpuncte nur manche Schuld auf sich laden, für keine aber völlige Genugthuung leisten könnte, versicherte ihn der Ihrigen. Sie würde ihn für keinen Preis in der Welt zur Theilnahme an den Hofconcerten und theatralischen Darstellungen vermocht haben; aber mit hingebender Bereitwilligkeit erschien er, so oft sie seine Gegenwart bey ihren musikalischen Uebungen verlangte.

Auch bey ihr traf er bisweilen den Marquis von Mondeville, dessen Bekanntschaft er schon in Bondy's Hause gemacht hatte. Er war ihm nirgends im Wege; denn bey Hofe hatte keiner was zu suchen, bey dem Fräulein von Seligny Howard nichts zu verlieren. Nicht einmahl der Liebenden war Mondeville's öfteres Zusammentreffen mit dem

Geliebten bey ihr drückend, weil jener für alles lebendigen Sinn bezeigte, worüber sie sich mit diesem unterhalten wollte. Ueberdieß hatten die Vertrauten in Blicken, Mienen, Gesang, Spiel und allerley kleinen Aufmerksamkeiten ihre eigene Sprache, welche niemandem außer ihnen bemerkbar und verständlich war. Mondeville schloß sich freundschaftlich an Howard an, sobald er nicht mehr daran zweifeln konnte, daß dieser Theresia's Auserwählter sey. Er sah ihn gern, obgleich mit verwundetem Herzen, in seinem Glücke; aber er war zu bieder, um es ihm zu beneiden: er würde Beyden eine Reihe leidenvoller Jahre ersparet haben, hätte er nicht, von einer überspannten Menschenliebe irre geleitet, eingreifender zur Vollendung desselben hinwirken wollen.

Graf Bondy stand, gleich einem freundlichen Genius, ihnen zur Seite; ruhig und unbefangen beobachtete er sie in dem Traume ihrer Seligkeit, bis der Augenblick erschienen war, in welchem er sie zur Ansicht und Erwägung der Wirklichkeit wecken mußte. Er begann das ernste Geschäft bey Howard. Gleich nach Fenelon's Consecration, welcher er mit seiner ganzen Familie zu Saint Cyr beygewohnt hatte, zog er mit Theresia wieder nach Fontenay; auf seine Einladung begleitete ihn Howard dahin, und die Liebenden setzten dort durch einige Tage ihre Flüge im Geisterreiche ungestört fort. Auf Verlangen der Frau von Maintenon, hatte Howard das Stabat Mater in Musik gesetzt. Am Freytage vor dem Palmsonntage sollte es in der

Schloß-

Schloß-Capelle zu Saint Germain en Laye vor dem Könige aufgeführt werden; er hatte versprochen, das Chor zu regieren und die Baß-Arien zu singen. Am Abende vor seiner Abreise, als bereits Alles zur Ruhe war, ließ ihn der Graf noch in sein Cabinet zu einer Unterredung bitten.

„Mein Verhältniß zu dem Fräulein von Seligny," sprach er, „ist Ihnen gewiß eben so ehrwürdig, als es mir heilig ist; ich wage daher bey Ihnen nichts durch die Frage, ob ich richtig gesehen habe, daß Sie Theresia lieben."

„Es würde mich," antwortete Howard, „auf das empfindlichste kränken, wenn mein Gefühl für dieß himmlische Wesen sich bisher so zweydeutig geäußert hätte, daß Sie mit Recht an der Richtigkeit Ihres Blickes zweifeln könnten."

„Ich verehre in Ihnen einen Mann von Geist und Herz, zweifle also auch daran nicht, daß Sie wissen werden, wohin endlich unter Menschen alle Liebe, selbst die geistigste, nothwendig und unwiderstehlich hinführet. Was haben Sie der Ihrigen zum Ziele gesetzt?"

„Theresia's Willen und meine unbedingte Ergebung in denselben."

„Sie scheinen zu glauben und zu hoffen, daß sie, als ein Mädchen, welches ihre Bestimmung in der menschlichen Gesellschaft kennt und achtet, die eheliche

Vereinigung mit Ihnen wollen müsse, und wollen werde."

„Dieser Glaube macht meine ganze Seligkeit aus, die Hoffnung wagte ich nie zu fassen."

„Auch Ihren Glauben werden Sie aufgeben, wenn Sie erfahren, daß sie sich zur Genfer Kirche bekennt, und bey ihr an keinen Uebergang zu der unsrigen zu denken ist."

„Dieß kann eben so wenig den Inhalt meines Glaubens ändern, als das Ziel meiner Liebe verrücken."

„Wollen Sie der kirchlichen Gemeinde Ihrer Geliebten beytreten?"

„Das kann sie nicht wollen, und ich wäre ihrer unwürdig, wollte ich durch Verleugnung meines Bekenntnisses, für welches meine Familie den größten Theil ihrer Glücksgüter, mein Oheim auch sein Leben hingeopfert haben, mir die Freuden des Gemahls bey ihr erwerben. Dieß ist auch gar nicht nöthig, denn, so viel ich weiß, sind Ehen zwischen verschiedenen Kirchengenossen, in Frankreich eben so wenig als in England, verbothen."

„Allein was Staatsgesetze frey gewähren, das möchten wohl oft höhere Pflichten nicht gestatten; und dieß ist gerade der Fall bey dem Fräulein von Seligny. Ihr Vater schrieb vier Tage vor

seinem Tode an sie: „„Der Genius der Religion und der Liebe leite dich so, daß du nie heirathest, und nie, am allerwenigsten von einem Katholiken, geheirathet werdest.““ „Und leider muß ich die Versicherung hinzusetzen, daß die treugesinnte Tochter diesen väterlichen Wunsch auch in Bezug auf den höchst liebenswürdigen Howard, als unverbrüchliches Gesetz verehren und befolgen wird.“

„Das soll sie, schon bey dem Eintritte der Liebe in mein Bewußtseyn hatte ich einen schweren Kampf geahnet, und selbst in den wonnevollsten Stunden an ihrer Seite verließ mich diese Ahnung nicht; jetzt ist der Kampf entschieden, ich werde ihn bestehen.“

„Sie könnten sie verlassen?“

„Nur seltener sehen.“

„Und gerade dadurch das Streben der Liebe zu ihrem nothwendigen Ziele verstärken.“

„Das Ziel der Liebe ist erreicht, unsere Geister sind für die Ewigkeit vermählt, und die Seele in ihrem Wesen ist mehr dort, wo sie liebt, als wo sie lebt.“

„Was Sie sagen, ist ein schönes Signal zum Kampfe; nur übersehen Sie nicht, daß in diesem Kampfe der Sieg schlechterdings nicht anders, als

entweder durch das Ersterben der Liebe, oder durch völlige Ertödtung der Sinnlichkeit erfochten werde."

Das letztere soll geschehen."

„Nicht so zuversichtlich, Freund; was Sie von Ihrer Kraft erwarteten, kann nur der Tod."

„Sollte, jene in mir und Theresia weniger vermögen, als in Alexius und Marcella, in Edgard und Katharina von Schweden, in Kaiser Heinrich und Kunigunde, und in hundert andern Liebenden, welche unsere Kirche auf ihren Altären in der Ertödtung ihrer Sinnlichkeit als Heilige verehrt?"

„Dieß alles können auch Sie, denn sobald ein schreckender Fanatismus in dem Gemüthe an die Stelle der Vernunft tritt, und die Zeit das Gefühl der Liebe unterdrückt, dann erstirbt die Sinnlichkeit von selbst; wollen Sie es aber dahin kommen lassen?"

„Sie nehmen das Aeußerste an."

„Ueberall nur das Unvermeidliche. Flüchten Sie sich mit Ihrer Liebe außer der Ehe, wohin Sie wollen, Zerstörung der Harmonie Ihres Gemüthes wird Ihnen allenthalben begegnen."

„Das möchte seyn, wo keine höhere Pflicht dem Streben der Liebe das Asyl der Ehe verschlösse."

„Ist denn diese Pflicht so unfehlbar entschieden?"

„Sie muß es für mich seyn, sobald Theresia sie dafür erkennt."

„Das Fräulein könnte in der Würdigung derselben irren."

„Ich kann und darf sie gerade von diesem Irrthume nicht zurückführen."

„Die fromme Tochter könnte ihr Zartgefühl bis zur Erstickung der Menschlichkeit in sich überspannen.

„Und doch darf der Liebende nichts weniger, als das kindliche Gefühl der Geliebten bestreiten."

„Hätte Sie ihr Vater so, wie ich, erkannt, er würde Ihre Hand mit Freuden in die Hand des Mädchen gelegt, Sie gesegnet, und den würdigen Sohn in Ihnen umarmet haben."

„Dieß alles darf ich ihr nicht vorstellen."

„Wollen Sie dieß Geschäft mir überlassen?"

„Mir bleibe der harte Kampf; mein Glück will ich mit Dank aus Ihren Händen empfangen."

„Dann verlange ich als unerläßliche Bedingung von Ihnen, daß Sie das Fräulein nicht früher

wieder sehen, nicht ehe an sie schreiben, als bis Sie von dem Erfolge meiner Bemühungen Nachricht erhalten."

Darauf gab ihm Howard Wort und Handschlag, und reiste am folgenden Morgen noch vor Tages Anbruch ab. Seine plötzliche Abreise ohne Abschied war nicht das einzige Leiden, zu welchem Theresia an diesem Tage erwachte; sie sollte auch die Gefahr bestehen, ihren Lehrer zu verlieren. Noiret's tiefe Einsichten, gründliche Kenntnisse und strenge Sitten waren dem neuen Erzbischofe von Cambray bekannt. Der helldenkende Abbe war weder Jesuit noch Jansenist, sondern Philosoph und Religiose für sich, und vorsichtiger Lehrer für die Unmündigen im Glauben. Solcher Männer bedurfte Fenelon zur Reformation des ausgearteten Clerus in seinem Sprengel, und um ihn zu gewinnen, both er ihm eine eben jetzt erledigte Canonikat-Stelle an. Mit Schrecken vernahm das Fräulein von Seligny die Nachricht; doch wagte sie mit dem Erzbischofe um einen würdigen Mann den rühmlichen Wettstreit. Unter der Bedingung, daß er sie nicht verlasse, versicherte sie ihm lebenslänglich das Doppelte des Gehaltes, den er bisher bey ihr gezogen hatte, und ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar in Perroy. Graf Bondy bestätigte die Versicherung durch seine vormundschaftliche Unterschrift, und Noiret, der noch nicht Priester war, auch eine stärkere Neigung zur gelehrten Muße, als zum Dienste der Kirche in sich fühlte, ließ den Ruf nach Cambray fahren und zog mit ei-

nem nach seiner Wahl erkauften Büchervorrathe nach Perroy.

Unterdessen waren die Feyerlichkeiten zu Saint Germain geendigt, und unverhofft kam, statt Howard, Mondeville mit einem Briefe von ihm zu Fontenay an, worin er dem Grafen meldete: „Wie thätig die Frau von Maintenon sich bezeigte, die früher an ihm begangene Gewaltthätigkeit durch die sprechendesten Beweise ihrer Gunst vergessen zu machen. Er hätte versprechen müssen, sich in Frankreich festzusetzen, und um ihn auch äußerlich an sein Wort zu binden, wäre ihm von ihr die königliche Schenkungsurkunde über den herrlichen Landsitz Noisy, zwischen Saint Cyr und Saint Germain, öffentlich, bey dem Lever am Palmsonntage überreicht worden. In Betrachtung des Verhältnisses, in welchem er zu dem Fräulein von Seligny stände, hätte er es nicht rathsam gefunden, das ihm abgeforderte Versprechen zu verweigern, oder das Geschenk der königlichen Huld auszuschlagen. Natur und Kunst hätten zu Noisy ihre Schätze reichlich ausgegossen; allein für ihn könnte es nur Theresia in ein Elysium verwandeln. Seine Hoffnung, sie vor dem Osterfest noch zu sehen, müßte er aufgeben; denn da der König dasselbe zu Saint Germain feyern wollte, so wäre auch ihm angedeutet worden, daselbst zu bleiben. Gleich nach dem Feste würde er sein einsames Noisy in Besitz nehmen, und dann eilen, in ihrer und des Grafen Gesellschaft, aller Herrlichkeiten der Welt zu vergessen, und von dem Drucke des Glanzes der Majestät sich zu erholen.“

Diese Nachrichten erfüllten Therese mit bangen Ahnungen und stimmten ihre Seele zur tiefsten Schwermuth. Mondeville, dessen theilnehmende Glückswünsche sie nur noch mehr beunruhigten, wendete seine ganze Kunst an, sie aufzuheitern; aber es wollte ihm nicht gelingen, ihren Geistesblick von der Anschauung einer furchtbaren Zukunft abzuziehen. Er besaß Howard's Achtung und volles Vertrauen; als der Freund ihres Geliebten wollte er seine Ansprüche auch auf das ihrige begründen, und harrte mit angestrengter Aufmerksamkeit der Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterredung mit ihr. Er benutzte den Augenblick, als er sie im Gewächshause vor ihren Blumen mit Thränen in Augen überraschte.

„Sie weinen, Fräulein," sprach er, „bey Ereignissen, in welchen jedes andere liebende Mädchen die Gewißheit ihres Glückes und die Bürgschaft für seine Fortdauer freudig lesen würde."

„Ich weiß eben so wenig," versetzte sie, „was andere liebende Mädchen zu thun pflegen, als wovon Sie sprechen."

„Von der wichtigsten Angelegenheit Ihres Herzens."

„Also von meinen Blumen. Ach ja, es hat diese Nacht wieder stark gefroren, das zeigte gestern Abend schon das ungewöhnliche Funkeln der Sterne an. Lassen Sie uns dort meine Hyacinthen-Beete besehen, auch die mögen stark gelitten haben."

„Nichts will ich di sen Augenblick sehen, als die leidende Rose, die vor mir steht, und nicht ehe werde ich mich von dieser Stelle entfernen, als bis ich in der Ursache ihrer Leiden, entweder die Mittel zur Hülfe errathe, oder mein Unvermögen zu helfen, beklagen muß."

Sie stellte ihm einen kränkelnden Rosenstock hin, und wollte sich entfernen. Er hielt sie zurück, und sprach: „Sie kränken in mir, Theresia, den Menschen, der sich würdig fühlt, auch von Ihnen als der Freund Ihres Geliebten erkannt zu werden. Ihre Zurückhaltung beleidigt ein Verhältniß, welches nicht minder heilig ist, als das der Liebe. Decken Sie mir die geheime Quelle Ihres verzehrenden Grames auf, der Mann vermag viel, in dessen Brust ein Herz voll Kraft und Theilnahme schlägt."

„Ich weiß nur," erwiederte sie seufzend, „daß ich leide."

„In dem Augenblicke, als ihrem Howard die Sonne des Glückes freundlich leuchtet?"

„Vielleicht gerade darum. Weder mir noch ihm kann auf der steilen Höhe, wo er sich jetzt befindet, ein reiner Strahl des Glückes erscheinen, und rings um ihn herum sehe ich nur furchtbare Abgründe sich eröffnen."

„Sie kennen die Rechtschaffenheit des Königs, die edeln Gesinnungen der Frau von Maintenon,

den bessern Geist des ganzen Hofes, vor allem aber die Seelengröße und Charakterstärke Ihres Geliebten; was könnten Sie da für ihn fürchten?"

„Das weiß ich selbst nicht; aber Schreck und Entsetzen ergreifen mich, wenn ich, seit Ihrer Ankunft mit seinem Schreiben, an seinen Aufenthalt bey Hofe und an die Gunst der Frau von Maintenon denke."

„Lassen Sie uns sogleich das Schrecklichste annehmen; gesetzt Lord Howard fiele dort, wo niemand so viel Kraft zu stehen und seine Würde zu behaupten besitzt, als er; was hätten Sie's zu achten, wenn Sie sich mit ihrem Gemahl nach Noisy oder gar nach Perroy zurückziehen müßten?"

„Mit meinem Gemahl sagen Sie? Nie wird, nie kann Howard diesen Nahmen bey mir führen."

„Sie sind mir unbegreiflich, Fräulein!"

„Er ist der Römischen Kirche zugethan."

„Was folgt daraus?"

„Und ich bekenne mich zu Calvin's reformirtem Lehrbegriffe."

„Dieß kann weder die Liebe beschränken, noch die Ehe hindern."

„Die ewige der Geister nicht; doch unfehlbar die bürgerliche, bey mir."

„Wie, Theresia's reine Seele sollte der Macht des Sectengeistes huldigen können?"

„Nicht ihr, sondern der kindlichen Pflicht soll und will ich das Opfer bringen; es ist der letzte Wille meines Vaters."

„Der gegen den Willen des Allerhöchsten streitet."

„Ihr Wohlwollen für mich und Howard macht Sie gegen meinen Vater ungerecht."

„Nehmen wir an, er hätte Ihnen gebothen, sich selbst das Leben zu nehmen; dürften Sie ihm gehorchen?"

„Das verbiethet schon das Gesetz der Natur."

„Und doch wäre die Verletzung desselben ein weit geringeres Uebel, als das, was Sie nach dem Gebothe ihres Vaters begehen wollen. Howard soll Mitglied Ihrer Kirche seyn, würden Sie in diesem Falle Bedenken tragen, sich auch zur bürgerlichen Ehe mit ihm zu vereinigen?"

„Wenigstens wüßte ich keine Pflicht, die es mir verböthe."

„Und unfehlbar würden Sie auch in diesem Verhältnisse mit ihm sich unaussprechlich glücklich fühlen? — Ihre Thräne, Fräulein, bejahet meine Frage. Nicht wahr, Sie würden beyde im schönen Bilde Ihrer Einigung den allmähligen Uebergang des Menschlichen in das Göttliche der Welt darstellen? — O, daß Sie diesen Augenblick auf der Wage der Pflicht in die eine Schale den letzten Willen Ihres Vaters, in die andere die Stimme Ihres Herzens legen, und dann dem sichern Uebergewichte folgen möchten! Sie schweigen. — Nur noch Eines. Was dünkt Ihnen, ist Selbsterhaltung und Glückseligkeit hienieden Zweck oder nur Mittel?“

„Ohne Zweifel das Letztere.“

„Und da das Streben nach beyden aus der Natur des Menschen nothwendig folgt, so sind sie das unbedingteste Mittel zu seiner sittlichen Vollendung. Wer sich daher das Leben vorsetzlich kürzt, wer durch fremde Einwirkungen zur Aufopferung seiner Glückseligkeit sich bestimmen läßt, oder von dem Andern dieses Opfer fordert, dem ist auch der Endzweck des Menschen nicht mehr heilig, der empöret sich gegen die ewige Ordnung der Natur und Sittlichkeit, der setzt seine Willkühr an die Stelle des göttlichen Gesetzes, der hebt seinen moralischen Wirkungskreis auf, und arbeitet seiner sittlichen Vollendung zerstörend entgegen. Wohl ihm demnach, wenn er noch einen thätigen Freund findet, der ihn, wie ein Kind, oder wie einen Kranken, von seiner physischen oder mo-

ralischen Selbstvernichtung zurückhält, und ihn zur Glückseligkeit zwinget.“

„Sie werden dieß alles doch nicht auf mich anwenden wollen?

„Leider, befinden Sie sich ganz in diesem Falle. Beharren Sie auf Ihrem Vorsatze, der sich lediglich auf die Ueberschätzung des väterlichen Willens und auf eine Ueberspannung des Pflichtgefühls gründet, so ist Ihrem Geliebten alle Aussicht zu einem ruhigen und zufriedenen Leben verschlossen, Sie werden zur veranlassenden Ursache aller seiner Leiden, Sie tragen mit ihm die Schuld alles Bösen, das er mit einem zerrütteten Gemüthe begehet, und von Ihnen wird der ewige Richter Ersatz fordern für das Gute, zu welchem sein niedergedrückter Geist sich nicht erheben konnte. Das Bild Ihrer und seiner hingeopferten Glückseligkeit wird Sie Tag und Nacht, gleich einem feindseligen Gespenste, verfolgen, das Gefühl Ihrer verfehlten Bestimmung wird Ihre Qualen verstärken; Sie werden entweder schwärmerisch frömmelnd, oder verzweifelnd endigen. Da Ihnen die Wahrheit zu heilig ist, als daß sie Ihnen selbst in einer schreckenden Gestalt mißfallen könnte, so werden Sie dem besorgten Freunde verzeihen, was die Regeln der feinern Geselligkeit dem Weltmanne nie erlaubt hätten.

„Zu verzeihen habe ich nichts; aber fürchten muß ich, daß Sie ihr menschenfreundlicher Eifer oft irre führen werde, wenn Sie ihren Lieben nicht erlauben.

wollen, nach ihren eigenen Einsichten und Begriffen ihr Heil zu suchen, und nach dem, was jedem selbst Glückseligkeit scheint zu streben. Ich finde die meinige in einer Liebe ohne bürgerlicher Ehe, welche mir nach meiner Ueberzeugung die kindliche Pflicht verbiethet; die Uebertretung derselben würde die Ruhe und das Glück meines ganzen Lebens vernichten. Sie beschuldigen mich der Ueberspannung meines Pflichtgefühls; Ihr Beweiß aber scheint mir von der Beschaffenheit, daß man damit den Egoismus auf die leichteste Art den Sieg über Alles, was Pflicht heißt, erkämpfen könnte."

„Vielleicht bin ich glücklicher im Handeln als im Beweisen."

„Was wollen Sie thun?"

„Nichts geringers, als mich selbst des Vergnügens Ihrer Gesellschaft so lange berauben, bis ich die Gemahlinn, oder wenigstens die Verlobte Howard's in Ihnen begrüßen kann."

Dann möchten wir auf ziemlich lange Zeit von einander Abschied nehmen müssen."

„Oft geschieht auch das Gute schnell, besonders unter Guten."

Unter einem schicklichen Vorwande verließ er noch an demselben Tage Fontenay, um nach seinen Einsichten für Howard und Theresia zu handeln.

## Neuntes Capitel.

Schon waren mehrere Tage nach dem Osterfeste verflossen, ohne daß Howard zu Fontenay erschien, oder irgend etwas von sich hören ließ. Theresia war darüber sehr betrübt, und schob die Schuld auf Mondeville's unzeitigen Eifer, die Menschen wider ihren Willen glücklich zu machen Ihr Verdacht war bestätigt, als sogar ein Schreiben von ihr an den Geliebten unbeantwortet blieb. Sie hielt die Qualen, womit die heftigste Leidenschaft ihr Herz bestürmte, für Wirkungen ihres Abscheues vor dem Marquis, an den sie nun nicht mehr ohne Entsetzen denken konnte. In diesem kläglichen Zustande glaubte Graf Bondy den letzten Versuch zu ihrer Aufklärung machen, oder wenigstens ihre gegenwärtigen Leiden endigen zu müssen. Von der schrecklichsten Unruhe herumgetrieben, bath sie ihn inständigst, er möchte an Howard schreiben, damit sie doch auf diesem Wege die Ursache seines Wegbleibens und Schweigens erführe. Der ehrwürdige Greis versprach ihr diesen Trost in den theilnehmendsten Aeußerungen, unter welchen er seiner Absicht immer näher rückte.

„Ich selbst,“ sprach er endlich, „kann Howard's Namen nie hören, ohne in meinem Herzen über das Verhängniß zu klagen, durch welches Ihr Vater uns früher entzogen ward, bevor dieser vortreffliche Mann ihn bekannt werden konnte. Wie innig würde er ihn lieb gewonnen haben!“

„Ganz gewiß,“ entgegnete Theresia, „hätte er auch meine Liebe gebilligt.“

„Dieß, Fräulein, sprechen Sie nicht aus dem Geiste Ihres Vaters.“

„Nur aus und in seinem Geiste, mit dem ich in heiliger Verbindung fortzuleben, nie aufhören kann.“

„Wäre es, wie Sie sagen, so würden Sie auch mehr nach seinem Geiste, als nach seinem Buchstaben handeln.“

„Geist und Buchstab waren bey ihm jederzeit Eins.“

„Unmöglich hätte er bey genauer Kenntniß von Howard Ihre Liebe billigen können, ohne Ihre eheliche Vereinigung mit ihm zu wünschen.“

„Er würde sich ihr sogar widersetzt haben. O gewiß lebt auch in Ihnen der Glaube, daß dem Geiste Unendliches gegenwärtig vorschwebe, wovon in dem Bewußtseyn nur einige dunkle

dunkle Ahnungen, oft nicht einmahl diese, vorhanden sind.“

„Was wollen Sie aus diesem Glauben folgern?“

„Was Zuverlässigeres, als daß der Geist euch Howard's Vortrefflichkeit, meine Liebe für ihn, alle glückliche Wirkungen derselben, und alle verderbliche Folgen einer bürgerlichen Ehe zwischen uns Beyden mit unumwölkter Klarheit überschaute, als mein Vater in jenen merkwürdigen Worten nur seine Ahnungen niederschreiben konnte; daher den unauslöschliche Eindruck derselben in meinem Gemüthe, daher die gewaltige Empörung meines Innersten gegen die eheliche Verbindung mit dem Geliebten, daher die zuversichtliche Hoffnung in meiner Seele, daß wir unfehlbar noch Beyde durch reine Liebe allein in den Schoos einer unwandelbaren Ruhe und Zufriedenheit eingehen werden.“

„Und doch kann ich dem Gedanken nicht widerstehen, daß Sie den Brief Ihres Vaters noch nie mit dem nöthigen Grade der Aufmerksamkeit gelesen; mithin auch seinen vollen Sinn noch nie begriffen haben. Wohl wünschte ich, daß Sie ihn mit mir diesen Augenblick noch einmahl lesen möchten!“

Sie brachte den Brief herbey und las. — Die Worte:

Nach der Ehe allein sollst du streben. Der Genius der Religion und der Liebe leite dich so,

daß du nie heyrathest, und nie, am allerwenigsten von einem Katholiken, geheyrathet werdest. — Ich sehe dein Unglück im Geiste vor, wenn der durch das gemeine Band einer Heyrath mit dir verbundene Katholik in diesen bedrängten Zeiten zum Diener des Fanatismus, zum Werkzeuge der Unterdrückung sich hingeben müßte."

hielt er fest und sprach: „Der Wille Ihres Vaters war, daß Sie eine Ehe schließen sollen; ihn können Sie sicher als das Grundgesetz für Ihr Daseyn in der Gesellschaft annehmen. Daß mein seliger Freund unter der Ihnen als Gesetz vorgeschriebenen Ehe eine äußere, sichtbare, bürgerliche verstand, zeigt seine Behauptung, daß sie zu etwas Erhabnerm und Heiligerm ziele und führe, als zu dem Wohlbehagen des Mannes, zur Versorgung des Weibes, und zur Vermehrung des Menschengeschlechtes. Dieß alles ist freylich nur das niedrige Ziel gemeiner Heyrathen, welche Ihr Vater eben dadurch von der Ehrwürdigkeit der Ehe sehr bestimmt unterschied. Jenen mögen Sie sich immer für verbothen ansehen, zu dieser aber sollen Sie streben. Haben Sie irgend einen Grund zu fürchten, daß Ihre Verbindung mit Howard von dem Range einer Ehe herabsinken, und in eine gewöhnliche Heyrath ausarten könnte, so dürfen Sie ihn auch nicht lieben; oder vielmehr es ist nicht wahr, daß Ihr Geist ihn liebt. Sind Sie aber von seiner Empfänglichkeit und Würdigkeit zu einer Ehe überzeugt, und Sie schlagen sie dennoch aus, so handeln Sie wider den Geist Ihres Vaters, und ver-

setzen das Grundgesetz, das derselbe für Ihr Daseyn aufgestellt hat."

„Möchten Sie doch," versetzte Theresia, „dem schwachen Mädchen den Kampf und den Sieg nicht so sehr erschweren!" Ich kann von Howard nur alles Gute, Schöne, Edle und Große wünschen, hoffen, erwarten; allein nicht nach Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen, sondern nach Ueberzeugung soll der Mensch zum Handeln sich bestimmen. Wohl weiß ich, daß bey der weiblichen, und vielleicht auch bey der männlichen Seele Ueberzeugung nie etwas anders ist, als der Drang des ahnenden Gefühls; allein je aufmerksamer ich die Regungen desselben beobachte, desto deutlicher giebt es mir zu verstehen, daß man auf die Kraftäußerungen des Menschen und auf die Stätigkeit seines Charakters nie mit völliger Zuverlässlichkeit rechnen könne, folglich auch das Gebäude seiner Glückseligkeit, ohne eine untrügliche Bürgschaft, nie darauf gründen dürfe. Neue Verhältnisse eröffnen dem Menschen neue Ansichten, unter ihren Einwirkungen bilden sich neue Gesinnungen in ihm, er wird bey jedem wechselnden Auftritte seines Daseyns unvermerkt etwas Besseres oder Schlechteres, auf alle Fälle etwas Anderes; und wo sollte ich die fehlbare Bürgschaft für Howard's mögliches, ja sogar wahrscheinliches, aber immer noch ungewisses Besserwerden hernehmen? Und eine solche Bürgschaft müßte ich doch auch für ihn haben, da von der andern Seite die Warnung meines Vaters so bestimmt und entscheidend ist."

„Sie bemerken nicht," erwiederte Bondy, „daß Sie aus Mangel dieser Bürgschaft die eheliche Verbindung mit Howard selbst dann noch ausschlagen müßten, wenn er zur Gessler Kirche sich bekennte, für welchen Fall Sie sich doch letztens dazu bereit erklärten."

„Dann wäre auch die Warnung meines Vaters auf ihn nicht anwendbar; ich stände nicht, zwischen meiner Liebe für den Einzigen, und meinem Glauben an die Ahnungen des Seligen, in der Mitte; ich könnte geradezu und auf Gerathewohl dem Zuge der Liebe folgen."

„Was konnte unserm verklärten Freunde von dem durchaus achtungswerthen Howard ahnen?"

„Das sehen Sie hier mit deutlichen Worten ausgesprochen; mein Unglück, wenn er sich in diesen bedrängten Zeiten zum Diener des Fanatismus, zum Werkzeuge der Unterdrückung hingeben müßte."

„Das ist von Howard's festem Sinne und unbiegsamer Rechtschaffenheit nie zu fürchten."

„Doch muß ich für möglich halten, was der Geist, obgleich nur in Ahnungen, meinem Vater angedeutet hat, und in den neuesten Ereignissen sich der Wirklichkeit zu nähern scheint. Schon ist Howard bey Hofe beliebt, bald wird man ihn zu brauchen wissen und brauchen wollen; denn die eigennützigste Liebe ist die des Hofes. So wuchert nicht der Jude mit seinem Gelde, wie er mit seiner Gunst. Was

er giebt, kostet ihn nichts, und ist auch in sich nichts werth. Ein unbedeutendes Lächeln, ein leeres Wort, ein buntes Band, höchstens ein Stück Erde ist alles, womit er Seelen kauft, der Frauen Tugend und der Männer Kraft sich unterthänig macht. Nicht in der Gabe, sondern in der Art und in dem Glanze, womit er giebt, liegt der Zauber, dem niemand mehr widersteht, der ein einziges Mahl von ihm geblendet ward. Kein Mensch ist oder fühlt sich jeden Augenblick so groß, daß ihm nicht auch eine Erhebung in äußern Umgebungen behagen sollte; je glänzender diese sind, je höher sie über den Standpunct seiner Begaffer emporragen, desto größer dünkt er sich selbst, und desto gelehriger wird er, den Schein für Wirklichkeit zu halten. Er fängt an sie zu achten, weil er sonst, vorsetzlich und mit Wohlgefallen in ihnen verharrend, sich selbst verachten müßte. Die gefährlichsten dieser Umgebungen sind am Hofe vereinigt, in ihnen kann nichts Selbstständiges bestehen, und unter ihrem erborgten Schimmer erlischt am schnellsten das Gefühl des eigenen innern Werthes. Darum möchte wohl für jeden Mann von Geist und Kraft die Vergessenheit oder die Ungnade des Hofes wünschenswerther seyn, als seine Gunst."

„So sieht gewiß dieß alles auch unser Howard an; und er, der die Gnade des Hofes nie gesucht hat, wird ihren Besitz mit seiner Würde zu vereinigen wissen, und die Ungnade desselben für die Rettung seiner Selbstständigkeit nicht scheuen."

„Schwerlich dürften Sie mich in der Größe der Erwartungen von Howard übertreffen, denn sie ist, an Umfang und an Höhe, meiner Liebe für ihn gleich; aber mitten zwischen dieser und den Ahnungen meines Vaters darf ich auch keine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Gegentheils von allem, was ich erwarte, übersehen. Die Frau von Maintenon ist die Seele des Hofes, der leitende Genius des Königs. Es liegt in der Natur des Weibes, daß sie in Allem durch die Uebermacht ihres Gefühls über das abgemessene Mittel der männlichen Verständigkeit hinausgetrieben wird, und weder in der Sünde noch in der Buße, nicht in der Rache, nicht in der Reue, Maß und Ziel zu halten weiß. Die geheime Gemahlin Ludwig's wird also auch nie vergessen, was sie an Howard begangen hat, jede Genugthuung, die sie ihm leistet, wird das beschämende Gefühl ihrer verübten Rache mit verstärkter Kraft in ihr erneuern; zu stolz und zu reitzbar, um den Druck desselben zu ertragen, wird sie sich seiner durch vermehrte Gunstbezeugungen entledigen wollen. Jede wird Howard's Vorzüge und Verdienste gegen den Neid der Höflinge schützen, vor den Augen der Welt rechtfertigen, und er wird keine mehr zurückweisen dürfen, nachdem er die erste angenommen hat. Jetzt ist er Herr von Noisy, in Kurzem wird man ihn zum Marquis, Vicomte oder Grafen erheben, bald darauf mit einem goldenen Schlüssel, der schon so manchem biedern Manne den Rückweg zur Ruhe des Weisen verschlossen hat, auszeichnen, dann vielleicht gar mit dem Ehrenbande eines Geistes ohne Heiligkeit und Glorie schmücken, und endlich nach Be-

lieben zu allem brauchen, wozu man ihn, entweder durch seine Kenntnisse, oder durch seine kirchliche Gesinnung geeignet glauben wird. Dieß ist die Geschichte vieler edeln und großen Männer, welche in den Fesseln des Hofes zu Dienern der willkührlichen Herrschaft herabsanken; und wer will sich mir zum Bürgen darbiethen, daß es in den neuen Verhältnissen, Ansichten, Gesinnungen und Bedürfnissen des Hofmannes, Gemahls und Hausvaters, mehr oder weniger, nicht auch Howard's Geschichte werden könne. Alles was Sie, geliebter Vater, mir zu geben vermögen, sind Möglichkeiten, Voraussetzungen und Hoffnungen, womit schon meine Liebe mich bis zum Ueberflusse bereichert; die aber auch in ihrer höchsten Wahrscheinlichkeit zu schwach sind in meinem Gemüthe das Gewicht der ahnenden Warnung meines Vaters aufzuheben. Lassen Sie mich daher ihr ruhig folgen; ich fühle Kraft genug in mir, den Kampf zwischen dem Streben der Liebe und dem Drange der Pflicht auszuhalten. Auch Howard wird ihn männlich bestehen, wir werden Beyde einst am Ziele den Lohn unserer Anstrengung finden und mit einander theilen. Dafür bürget mir eben dasselbe Gefühl, welches sich jetzt einer ehelichen Verbindung mit ihm unüberwindlich widersetzt."

Graf Bondy schrieb an Howard: „Kampf und Resignation bleibt Ihr Loos, Sie werden es Ihrer würdig tragen. Theresia beharret fest auf ihrem Entschlusse; meine Vorstellungen konnten ihn weder schwächen noch beugen. Mich beruhigt die Gewißheit, daß Natur und Zeit bewirken werden, was

meine Gründe nicht vermochten; Ihnen sey es anheimgestellt, in wiefern Sie damit sich trösten wollen. Ich muß die gute Seele selbst in ihren Schwärmereyen achten, Ihrem Geiste kann sie dadurch nur noch liebenswürdiger werden. Sie ist ängstlich um Sie besorgt und sehnet sich nach Ihrer Gegenwart: ist mein Wunsch auch der Ihrige, so werden Sie nicht säumen, das liebende Mädchen und den theilnehmenden Greis mit Ihrer Ankunft zu erfreuen. Möge doch die eigennützige Gunst des Hofes Sie uns, frohen Landbewohnern, nicht sobald wieder entziehen!"

Howard erschien denselben Abend noch, und in Theresia's Seele ward wieder voller, heiterer Tag. Weder der forschende Blick der Freundschaft, noch das scharfsichtige Auge der Liebe entdeckte in ihm eine andere Veränderung, als welche aus seinem Charakter und aus der Natur seines Verhältnisses zur Geliebten nothwendig fließen mußte. Gleich bey der ersten Anregung seines Glückes im Gespräche bath er dringendst, der Dinge, die er selbst nur als ein glänzendes Nichts betrachten konnte, nicht wieder zu erwähnen; man sah es ihm an, wie schwer ihn das Gefühl seiner eingeengten Unabhängigkeit drückte: sogar der Besitz des anmuthigen Noisy ward ihm erst etwas, als Theresia es zu sehen verlangte. Es wurde beschlossen, den ersten Tag des May's daselbst zu feyern, und Howard ließ sogleich die nöthigen Verfügungen zum Empfange der Königin des Festes und der ganzen Familie des Grafen dahin abgehen.

---

## Zehntes Capitel.

Unterdessen hatte Marquis von Mondeville sein angemaßtes Mittleramt verrichtet, und fühlte sich selig in dem Gedanken, daß nun durch ihn zusammen kommen würde, was von dem Ewigen für einander geschaffen war. Er hatte der Frau von Maintenon, im Vertrauen auf ihre Allmacht, Howard's Liebe für das Fräulein von Seligny, ihre Weigerung, sich mit ihm ehelich zu verbinden, den Grund derselben, und das hieraus unvermeidlich erfolgende Unglück seines Freundes und des verblendeten Mädchens entdeckt. Willkommen war ihr diese Kunde, in der sie wieder eine Gelegenheit sah, den einst schwer beleidigten Lord mit einem neuen, und wahrscheinlich mit dem angenehmsten Beweise ihres Wohlwollens zu erfreuen. Die Zurüstungen zu Noisy, deren Zweck sie auf der Durchreise von Saint Cyr erfahren hatte, dienten ihr zur Aufforderung, rascher vorzuschreiten, und eine ihrer Kammerfrauen mußte eiligst nach Fontenay reisen, um das Fräulein nach Saint Germain abzuholen. „Das ist des furchtbaren Mondeville's verderbliches Werk!" sprach Theresia, und folgte, auf alles gefaßt, ihrer Begleiterinn.

„Trennung von ihm würde Sie unglücklich machen?“

„Sie ist unmöglich.“

„Vereinigung mit ihm ist die Vollendung Ihres Glückes?“

„Sie ist vollbracht.“

„Und muß durch die Ehe bestätigt und der Welt dargestellt werden.“

„Wer könnte das Göttliche bestätigen?“

„Der Priester, Nahmens der heiligen und allgemeinen Kirche.“

„Wer könnte eine Darstellung desselben in der Welt mit Recht fordern?“

„Die öffentliche Meinung der Gläubigen.“

„Das reine Verhältniß zwischen mir und Howard kann diese nie beleidigen.“

„Ihre Vereinigung durch die Ehe wird sie erbauen, und auch dieß ist Pflicht dem Weibe, das in seinen Kreisen nicht anders, als durch Erbauung wirken kann.“

„Nun so mögen vor Allen Sie an meiner kindchen Treue sich erbauen; die Verbindung mit Hoard durch Priesters Hand ist von meinem Vater ir verbothen.“

„Er hat den edeln Lord nicht gekannt.“

„Das Verboth des Seligen bezieht sich nicht auf e Person, sondern auf das kirchliche Bekenntniß; darf und werde keinem Genossen der Römischen rche meine Hand zur Ehe reichen.“

„Sind Sie nicht selbst Mitglied dieser Kirche?“

„Nach dem Willen meines Vaters und meiner jenen Ansicht verehre ich sie, ohne zu ihrer Lehre ch zu bekennen.“

„Dieß Geheimniß sollte Ihr Eigensinn nicht verthen; denn nur in der Voraussetzung, daß Sie bey m katholischen Grafen von Bondy zum katholien Bekenntnisse würden erzogen werden, hat der nig den Verkauf von Fontenay und Lussan bewilt. Sie laufen Gefahr, die dafür eingegangenen pitalien zu verlieren.“

„Ein sehr geringes Opfer für eine Sache, für mein Vater und viele gottselige Männer ihr Len nicht geachtet haben.“

„Man wird Sie als eine Abtrünnige behandeln.“

„Ich werde es dulden, damit ich vor einem höhern Richterstuhle treu befunden werde.“

„Man wird Sie zum katholischen Bekenntniße zwingen.“

„Mit Gottes Hülfe wird die Macht, die es versucht, an dem schwachen Mädchen scheitern.“

„Warum wollen Sie Gott versuchen? Lieber folgen Sie dem Rathe der wohlwollenden Freundinn, die vormahls eben so treu, wie Sie, dem Genfer Lehrbegriffe ergeben war, jetzt aber aus eigener Erfahrung und Ueberzeugung Ihnen versichern kann, daß keine Kirche so viel Licht und Salbung, und besonders der weiblichen Seele so viel Beruhigung und Zufriedenheit gewähren könne, als die Römische.“

„Erlauben Sie, daß ich die letzten Worte meines Vaters Ihrer gerechten Würdigung vorlege: „„Deine unbefangene Seele““ so schrieb er kurz vor seinem Tode, „„bürget mir dafür, daß du deiner Kirche getreu anhangen, dir aber auch das Heilige aller übrigen, besonders der Römischen, die daran die reicheste ist, aneignen, und von allem Verderben des Sectengeistes dich rein und frey erhalten werdest.““ Wahrlich, ich würde auch ein sehr schlechtes Mitglied der Römischen Kirche seyn, sobald mir diese Worte und Gesinnungen des weisen Mannes nicht mehr heiliges Gesetz und Richtschnur meines Lebens wären.“

„Sie werden ihr folgen, wenn Sie, meinem Wunsche gemäß, vor der Hand auch nur Ihren Geliebten zum Altare begleiten; die weitere Aneignung des Heiligen unserer Kirche wird seine Liebe bewirken.“

„Zwischen meiner Liebe und dem Altare steht das Verboth meines Vaters als unbewegliche Scheidewand; ich darf, ich werde sie nicht übersteigen.“

„Der Wille des Königs wird sie wegschaffen, wenn die Winke der Freundinn auf den Ihrigen unwirksam bleiben sollten.“

„Der fromme König weiß zu gut, daß im Heiligthume des Gewissens seine Macht einer höhern untergeordnet sey.“

„Ihr Herz und Ihr Gewissen sind durch einen gewaltigen Irrthum entzweyet, von ihm verblendet, sehen Sie nicht, daß Howard's Lebensglück und Ihr eigenes auf der Spitze steht. Ich gebe Ihnen drey Tage Zeit, sich eines Bessern zu besinnen, und wünsche, daß Sie wählen, was Sie sollen; denn nach Ablauf dieser Frist würden Sie, als Unmündige an Alter und an Geist, einem fremden Willen gehorchen müssen.“

Hiermit ward sie von der Frau von Maintenon entlassen und nach Fontenay zurückgeführt. Sie eröffnete dem alten Grafen, was zu Saint Germain mit ihr vorgegangen war, und zeigte in diesem

Angriff auf ihre Freyheit eine Bestätigung der Besorgnisse, welche sie letztens gegen ihn geäußert hatte. Mit Howard sprach sie kein Wort davon, sobald aber dieser von Bondy mit dem Ereignisse bekannt gemacht war, wendete er sich schriftlich an seine hohe Gönnerinn und bath dringendst, daß sie das Fräulein von Seligny mit allen weitern Vorschritten um so mehr verschonen möchte, als er sie zwar ewig lieben würde, aber durch das Gelübde der Keuschheit an die Mutter des Herrn verlobt, nie ein ehliches Verhältniß mit ihr eingehen könnte. Die Antwort der furchtbaren Frau setzte ihn und den Grafen in Erstaunen, sie bestand nur aus wenigen, aber schrecklichen Zeilen:

„Das Fräulein von Seligny,“ so lautete sie, „soll gehorchen, damit das Heil ihrer Seele gerettet werde. Diesem bessern Zwecke müssen alle voreiligen Gelübde weichen, und die Schlüsselgewalt der Kirche wird sie lösen. Wer tugendhaft liebt, muß die Ehe wollen; und in diesem Falle ist die Gnade des Sacramentes dem Verdienste eines freywilligen Gelübdes vorzuziehen.“

Howard beschloß den weitern Erfolg abzuwarten, und sodann der verwegenen Bevormundung den entschiedensten Trotz zu biethen. Theresia blieb durch die ganze Zeit der ihr verliehenen Frist ruhig und heiter; zwar regte sich in ihrer Seele die Ahnung mancher Leiden, allein das Quälende derselben verlor sich in der Zuversicht ihres Sieges, und in dem Vorgefühle ihrer künftigen Glückseligkeit.

Hand in Hand mit Howard ging sie am dritten Abende im Park von Fontenay dem offenen Tempel der Minerva zu. Er stand, umgeben von Platanen, auf einem Hügel, welcher an den Lustwald von Vincennes grenzte, und über die ganze, mit prächtigen Pallästen, Schlössern, Abteyen und Landhäusern bebaute, Gegend, weiter hin auf das stolze Paris und auf die mannigfaltigen Krümmungen der Seine die schönste Aussicht gewährte. Die untergehende Sonne goß über das Ganze eine liebliche Beleuchtung aus, und verklärte auch das Bild der Göttinn, ein Kunstwerk Sprrasin's, mit himmlischem Glanze. Die Stufen des Tempels bothen den Liebenden einen angenehmen Ruheplatz dar. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung waren die Mythen der Alten von der Gottheit, besonders von der jungfräulichen Tochter Jupiters, in welcher Howard noch nichts Höheres, als die Göttin der Weisheit und Tapferkeit und die Erfinderinn der Künste erkannte, Theresia sie als das Symbol des Gemüthes in seinem göttlichen Ursprunge, in seiner schaffenden Kraft und in seinem Kampfe gegen die Sinnlichkeit betrachtete. Er bewunderte den Witz und den Scharfsinn, womit sie ihm aus eben dieser Ansicht die merkwürdigern Dichtungen von den Thaten der Göttinn erklärte. Am ausführlichsten war sie bey der Deutung der Fabel von dem Göttergefechte vor Troja, in welchem Mars, Vulcan und Venus, — die Stärke der Sinnlichkeit, die Leidenschaft und das Verlangen, — der Macht der Miner=

va, — der Kraft des Geistes, — unterliegen mußten.

„Auch über die Minerva," sprach sie endlich, „die uns Beyde belebt, werden Mars und Vulcan nichts vermögen; wird sie aber auch die Venus besiegen?"

„Die irdische," erwiederte Howard, „die an den Vulcan vermählet ist, und mit dem Mars nur den Schrecken und die Furcht erzeugen kann, gewiß; der himmlischen wollen wir uns weihen; denn die steht mit der Minerva im schwesterlichen Bunde."

„Diesen heiligen Bund in uns wollen gewaltige Menschen durch eine Ehe versinnlicht sehen."

„Die unzerstörbare Aegide der Göttin, unser Wille, schützt uns gegen alle menschliche Gewalt."

„Doch ahnet mir, daß wir den Druck derselben bald schmerzlicher empfinden werden; die Schrecken einer langen Trennung erheben sich diesen Augenblick in furchtbaren Gestalten vor meiner Seele. Wie wenn wir freywillig thäten, wozu man uns widerrechtlich zwingen will?"

„Die Furcht vor Zwang darf uns zu keinem Schritte bestimmen, den höhere Rücksichten vielleicht verbiethen."

„Sie, Einziger, mir Sinnbild und Organ der Gottheit, mögen entscheiden.“

Hiermit zog sie ihres Vaters Brief aus der Schreibtafel hervor, überreichte ihn dem Geliebten, und bath tief erschüttert, ihn zu lesen und seinen Inhalt zu erwägen. Howard las lange und viel, endlich gab er ihr in der ruhigsten Fassung das Blatt zurück.

„Was soll ich thun?“ fragte sie mit einem Blicke voll zärtlicher Wehmuth und Liebe.“

„Ihre Pflicht,“ war Howard's Antwort.

„Und die ist?“

„Den Willen des Heiligen streng und buchstäblich erfüllen. Ich möchte wahrlich nicht,“ setzte er hinzu, „der Geliebte oder der Gemahl des Mädchens seyn, dem ein solcher Brief, von einem solchen Manne, unter solchen Umständen geschrieben, nicht heiliges Gesetz, nicht Offenbarung des Himmels wäre.“

Sie sank an seine Brust; ihr Herz war von der Last eines Geheimnisses befreyet, von dessen Entdeckung sie bisher nur die erhabne Ansicht von ihrer Liebe und die Zartheit ihrer Empfindung zurückgehalten hatte; in Howard's Entscheidung erkannte sie die Verwandtschaft und innigste Vereinigung seiner Seele mit der ihrigen. Frey ließ sie das überschwängliche Gefühl ihrer Zärtlichkeit an seinen Lip-

pen ausströmen, sie hatte nichts von ihrem Herzen, welches von jedem Verderben noch rein war, nichts von seiner schwärmerischen Reizbarkeit, über welche seine sittliche Besonnenheit herrschte, zu befürchten. Nur, „ewig, ewig in dir und für dich!“ —„Der Heilige ist segnend uns zur Seite!“ — „Das Bild der gewissen Vollendung unserer Seligkeit soll und kann uns nimmermehr verschwinden!“ vermochte sie zu stammeln: nur in dem Himmel der Liebe, in der Anschauung des Unendlichen und Göttlichen fühlten und genossen Beyde die Wonne ihres wahren und ewigen Seyns.

„Laß uns, Geliebter,“ sprach sie endlich nach einer langen Pause des seligsten Entzückens, „diese feyerliche Stunde für unsere ganze künftige Pilgerschaft heiligen; wer weiß was morgen mit mir geschieht? Mir ist, als würde uns ein solcher Abend lange nicht wieder erscheinen.“ Sie standen auf. Theresia's Auge schwamm in Thränen, auf ihre Kniee hingesunken, zog sie einen Ring mit einem einzelnen Saphir von dem Finger, und steckte ihn Howard mit den Worten an: „Es ist der Trauring meines Vaters, aus treuer Freundeshand empfing ich ihn nach seinem Tode; er sey und bleibe dir das heilige Denkzeichen unserer Weihe und der Vermählung unserer Seelen mit dem Geiste des ewigen All und Einen! Der Spruch des Schicksals ist an uns erfüllt, unsere Ehe ist im Schooße des Unendlichen geschlossen!“

Howard hatte nichts anders bey sich, als ein kleines Miniatur-Gemählde der heiligen Jungfrau

mit dem göttlichen Kinde, von Giovanna Garzoni. In Gold und Krystallglas gefaßt, hatte es ihm vor seiner Abreise nach Rom die Gräfinn von Stafford, als einen Nachlaß seiner frommen Mutter, an einer goldenen Kette umgehängt, und von dieser Zeit an war es nie von seiner Brust gekommen. Dieß nahm er jetzt, und legte es um Theresia's Hals und an ihr Herz, indem er sprach: „Bewahre es als Unterpfand meiner Treue, als Talisman für die Unschuld und Reinigkeit deines Herzens, als würdigen Brautschmuck in dem Heiligthume unserer ewigen Liebe. So oft dein Auge an der himmlischen Gestalt der Mutter und an dem Lächeln des Kindes mit Andacht weilet, gedenke deines Treuen, dem nur das Licht dieser seligen Stunde die düstere Nacht seines künftigen Lebens erhellen wird."

Schon glänzten die Sterne am Himmel, als sie schweigend den Hügel der Weihe verließen, und in den dunkeln Gängen des Parkes unter heiligen Küssen mehrmahls noch bestätigten, was ihre Seelen sich für Zeit und Ewigkeit gelobet hatten.

Den übrigen Abend, bis spät in die Nacht, brachten sie an dem Claviere zu; der Graf hatte die Gesellschaft zeitig verlassen, den Liebenden schien es unmöglich, sich von einander zu trennen.

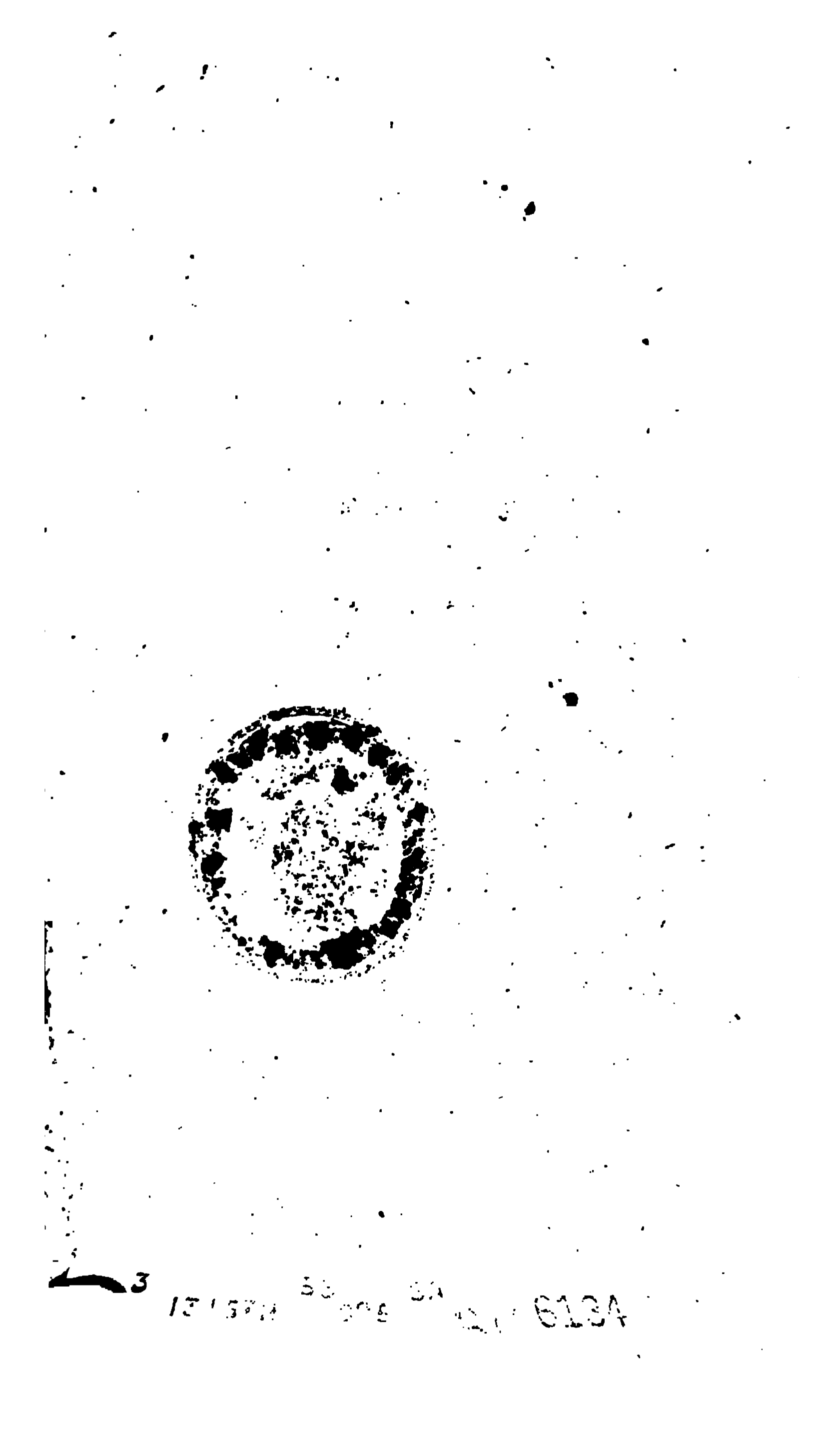
Am folgenden Tage erschien der Beichtvater der Nonnen von Saint Cyr, in Begleitung zweyer Kammerherren, zu Fontenay. Theresia ward vorgerufen und befragt, wozu sie sich entschlossen ha-

be. „Meiner Kirche„ meiner Pflicht und meinem Geliebten treu zu bleiben," war ihre Antwort. Der Jesuit bewies ihr mit dem Aufwande seiner ganzen dialectischen Stärke die Pflicht, ihre Secte zu verlassen, und zur einzigen wahren Kirche überzugehen. Sie hörte ihn mit Anstand an, und als der reiche Vorrath seiner Gründe erschöpft war, antwortete sie mit ruhiger Kälte: Sie haben Ihre Seele gerettet, ehrwürdiger Vater; nun überlassen sie mich Gott und meinem Gewissen. Die Kammerherren ermahnten sie, wenigstens dem Wunsche der Frau von Maintenon Gehör zu geben, und in die eheliche Verbindung mit Lord Howard zu willigen; sie erklärte sich bestimmt verneinend. Man machte ihr den Willen des Königs bekannt, daß sie sogleich nach der Abtey von Saint Cyr abgeführt werden sollte, im Falle sie auf ihrer Weigerung beharrte; sie sprach: „Ich werde, auf den Schutz des Allerhöchsten vertrauend, der Gewalt mich unterwerfen, und auch unter dem härtesten Drucke derselben die Freyheit meines Gewissens behaupten. „Der Jesuit und die Herren sahen das Vergebliche alles weitern Zuredens ein; sie hießen sie daher zur Abreise sich anschicken und gingen unterdessen zu dem Grafen, um ihn mit ihrer Order bekannt zu machen. Sobald sie ihre Sachen in Ordnung gebracht hatte, ließ sie ihnen melden, daß sie zur Vollziehung des königlichen Befehls bereit stehe. Sie kamen mit dem Grafen und Howard auf ihr Zimmer. Sprachlos sank sie an die Brust des Greises, seine Thränen flossen in die ihrigen; auch in ihm erstickte das schmerzliche Gefühl seines Verlustes jedes Wort der Klage, des

Trostes und der Liebe. Howard schloß beyde in seine Arme, herzerschütternd war der Anblick, selbst der Jesuit ward zu Thränen gerührt. Theresia bemerkte es; „Ihr Herz, ehrwürdiger Mann,“ sprach sie, „schlägt theilnehmend für die Leiden der Menschen, Sie sind besserer Aufträge würdig. Schildern Sie der Frau von Maintenon, was Sie hier sehen; auf ihren Befehl wird diesem frommen Greise ein schuldloses Mädchen entrissen, die nur in dem Berufe glücklich war, ihm die letzten Tage seiner Wanderschaft durch Liebe und Dankbarkeit aufzuheitern. Wenn ihre Kirche solche Unmenschlichkeiten erlaubte, so müßte ich sie hassen.

„Ich weine über Ihre Verblendung,“ antwortete der Jesuit, „denn ganz steht es in Ihrer Macht, den schönen Beruf ungestört fortzusetzen, Sie dürfen ihm nur Ihren Eigensinn unterordnen.“ Mit edelm Unwillen wand sie sich aus Bondy's und Howard's Armen los und sprach zu den Kammerherren: „Lassen Sie uns gehen!“ Ihre Lieben begleiteten sie an den Wagen, Howard hob sie nach den letzten Abschiedsküssen hinein, Bondy rufte ihr zu: „Der gerechte Gott wird Sie schützen, der allmächtige stärken, der gütige bald wieder in unsere Arme zurückführen!“ Theresia's Blick war nur auf den Geliebten geheftet; der Geist sagte ihr im Innersten: „Du siehest ihn auf lange Zeit zum letzten Mahle.“

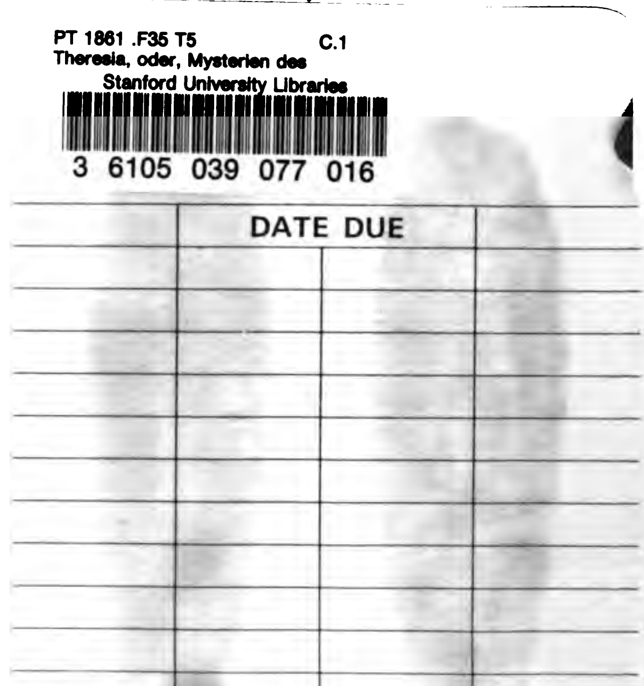
(Ende des ersten Theils.)










PT 1861 .F35 T5
C.1
Theresia, oder, Mysterien des
Stanford University Libraries
3 6105 039 077 016
DATE DUE

